Occultistische Novellen


UNIVERSITY OF WISCONSIN - MADISON
LIBRARY

Paul Ernst / Occultistische Novellen

Occultistische Novellen

von

Paul Ernst



1 · 9 · 2 · 2

Bei Georg Müller in München

Den Einband entwarf Else Ernst

Inhalt

Das Erdbeben

In einer südlichen Stadt, welche einen lebhaften Fremdenverkehr hat durch die Schönheit ihrer Lage und die Altertümer ihrer Umgebung, hielten sich zu einer Zeit in einem großen Gasthaus zwei junge Leute auf, ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren und ein Mädchen von etwa achtzehn, welche näher miteinander bekannt geworden waren. Das Mädchen war in Begleitung der Mutter, der junge Mann reiste allein. Sie hießen Hans und Gertrud.

Die beiden hatten einander kennenlernen, wie man sich auf Reisen kennenlernt, wo Menschen, die einander bis dahin fremd waren, rasch zu Vertraulichkeit gelangen. Solche Bekanntschaft bei jungen Leuten wird aber immer irgendwie zu einer Liebesbeziehung.

Wir haben nur das eine Wort „Liebe" für eine unendliche Verschiedenheit von Gefühlen und Empfindungen; wir müssen uns ja mit den Worten der Sprache ausdrücken, aber jedesmal, wenn wir etwas sagen wollen, das ganz lebendig und wirklich vor unserm Geist steht, dann fühlen wir unsere Ohnmacht. Was war das, was Hans fühlte? Er hatte seine Prüfungen bestanden und stand vor dem Eintritt in das Berufsleben; zum letztenmal war er ein freier Mann. Er war in der Fremde, wo ihn niemand kannte, wo keinerlei Fäden in seine Heimat führten. So stand er dem Mädchen ganz unbürgerlich gegenüber; er dachte nicht an Ehe, an Zukunft, an Haushalt und Stellung, er dachte nur an ein Drücken der Hände, an Küssen, an das Überfließen der Seele in den andern, an die letzten Heimlichkeiten glücklicher Liebe. Wir wollen doch unsere Verhältnisse klar sehen; nur selten wird ein junger Mann aus den gebildeten Ständen heute derartige Gefühle haben; er hat Liebesbeziehungen zu Mädchen unter seinem Stande, in welche von vornherein durch seine gesellschaftliche Überlegenheit etwas

Unreines kommt, eine Leichtfertigkeit, die ganz verschieden ist von der seligen Gedankenlosigkeit der wahren, natürlichen Liebe; und er hat die bürgerliche Liebesbeziehung zu seiner künftigen Gattin, in welcher das Gefühl bedrückt wird durch Vernunft und Herkommen und jeder holde Wahnsinn und liebliche Torheit verschwinden vor den Einrichtungen, Verhältnissen und Zuständen. Hans liebte, wie im Frühling ein Fink das Weibchen umflattern und mit seinem Schlag umschmeicheln mag, der wohl auch nicht an Nest denkt und an künftiges Brüten, wie der häusliche Star oder die vortreffliche Schwalbe.

Wenn ein Mädchen natürlich fühlt, dann wird solches Liebeswerben auf sie einen stärkeren Eindruck machen, als die regelmäßige und ordentliche Liebe der angemessenen Bewerber in der Heimat, denn sie empfindet ja, daß das Gefühl des Liebhabers auf das Wesentliche geht: nicht auf Vermögen und Stand, nicht auf Bildung und gesellschaftliche Form, vielleicht noch nicht einmal auf Geist und Gewandtheit, sondern auf das letzte Weibliche in ihr, auf das selige Sichschenken, das entzückte Sichvergessen, das mütterliche Beruhigen erregter und überschäumender Männlichkeit. Aber gerade dann wird auch das letzte Weibliche in ihr wach, das sich gegen die Zudringlichkeit des Mannes zornig und stolz sträubt, das still abgeschlossen bleiben will in seinem zierlichen Garten reinlicher Mädchenträume, das sich ängstigt und fürchtet vor dem höchsten Glück, welches doch mit allen Fibern ersehnt wird.

Die beiden saßen zusammen im Garten des Gasthauses, der über der Stadt lag und weithin über das Meer blickte. Es war schon später Abend; die großen Kugeln des elektrischen Lichts hingen von hohen Masten und erleuchteten rings, wohin ihre Strahlen trafen; aber die Schatten unter den Büschen und in den Lauben, wo durch dichte Blätter die Helligkeit von

oben abgesperrt wurde, schienen nur um so dunkler zu sein. Die beiden saßen in einer heimlichen Laube und blickten verborgen auf den lichtbeschienenen Kiesweg und die scharf ausgedrückten Blätter und Zweige, welche im vollen Licht standen. Sie schwiegen seit lange; ihre Hand lag neben ihr auf der Bank; zuerst hatte seine Hand die ihre leise berührt, sie war zusammengezuckt, aber sie hatte die Hand liegen lassen; dann hatte er die Hand erfaßt und leicht gedrückt, sie hatte sie ihm gelassen; dann hatte er seine Hand über die ihrige gelegt; und so hatten sie nun schon lange schweigend gesessen. Da umarmte er sie plötzlich und küßte sie bärtig ins Gesicht; er traf nicht ihren Mund, seine Nase bohrte sich gegen ihre Nase, seine Hände zitterten, welche sie hielten; und sie erhob sich mit einem lauten Schrei, stieß ihn von sich und eilte fort in das Gasthaus.

Er stand in der Laube und seine Glieder bebten vor Erregung. Er konnte nicht zwischen Menschen und in geschlossenem Raume sein. So ging er aus dem Garten, trat auf die Landstraße und schritt stürmisch weiter, ohne Ziel, ins Land hinein; er schritt stundenlang in der Nacht, in deren Stille das Zirpen der Grillen tönte und selten irgendein Laut eines Tieres aus einem Gehöft, an dem er vorüberschritt.

In dieser Nacht aber, während im Gasthaus alle Leute zu Bett gegangen waren und schliefen, die Gäste, die Kellner, die Leute in der Küche und alle andern Angestellten, kam ein heftiges Erdbeben über die Gegend. Das Meer hob sich und stürzte über den untern Teil der Stadt; ganze Straßenzüge fielen um wie Kartenhäuser, die ein Kind gebaut hat und nun mit einem Finger berührt; Häuser, welche stehenblieben, bekamen klaffende Risse, in der Mitte der Straßen häuften sich Schutt, Ziegel und Steine, die Glocken läuteten in wankenden und stürzenden Türmen; Menschen schrien und jammerten, stürzten

auf die Straße in den Regen der Ziegel, Steine und Balken, liefen in die wankenden Häuser zurück, suchten in Kellern Unterschlupf; die am Rande der Stadt wohnenden vermochten das Freie zu gewinnen; Pferde irrten in dem Gewühl, wild und mit entsetzten, gläsernen Augen, Hunde verkrochen sich mit eingekniffenem Schwanz, eine Katze ging vorsichtig auf einem Dachfirst. Das Gasthaus war eingestürzt, einige Menschen liefen um den Trümmerhaufen, ohne zu wissen, was sie tun sollten, man sah Tote zwischen den Trümmern, eingequetschte Verwundete schrien um Hilfe, an einer Stelle breitete sich Feuer und leckte an zersplitterten Balken.

Hans spürte die Erschütterung auf der Landstraße. Sie warf ihn um. Er richtete sich verwundert auf, versuchte auf die Füße zu kommen, da war ein neuer Stoß. Plötzlich wurde ihm klar: ein Erdbeben! Er dachte an Gertrud, an den Gasthof; auf allen vieren erhob er sich, mit den Händen in den Straßenschmutz greifend, den Hut ließ er liegen und lief zurück zur Stadt, zum Gasthause.

Am Morgen kam er an, da lagen erschöpfte Leute im Garten und schliefen, ein halbverkohlter Toter war in den Trümmern zu sehen, der Brand war mit Wasser gelöscht, Leute von den Bediensteten räumten Balken fort, von einer Stelle auf die andere, ohne Plan. Er faßte einen Mann bei der Brust und fragte nach Gertrud. Der Mann war selber verstört, die Art fiel ihm nicht auf; er schüttelte den Kopf. Nun riß ihm Hans die Hacke aus der Hand, der Mann holte sich eine Schaufel, die beiden räumten an ihrer Stelle fort, Hans brachte das Fortgeräumte zur Seite; andere Leute kamen zu ihrer Stelle und halfen, als sie sahen, daß hier planmäßig gearbeitet wurde. Bald hatte man Dachziegel entfernt, Sparren und Latten; da kam der Fußboden eines Mansardenzimmers

zum Vorschein, zersplittert und überschüttet mit Mörtel und Steinen, schräg eingeklemmt zwischen großen Mauerstücken. Die Leute wälzten mit Hebebäumen, hackten und schaufelten in Schiebkarren, mit Sägen wurden die Balken und Bretter durchsägt. Man kam in einen Hohlraum, da lag eine Leiche noch im Bett, der Brustkasten war zerquetscht durch einen Balken; hätte der Körper ein paar Zoll weiter fortgelegen, so wäre der Mensch gerettet gewesen.

Hans arbeitete mit den Leuten aufgeregt, ohne eine Erschöpfung zu spüren. Aber er war die Nacht durch gelaufen, er war müde und hungrig, seine Nerven ließen nach; die Hacke fiel ihm aus der Hand und er sank ohnmächtig um. Der Mann, welcher mit der Schaufel arbeitete, zog ihn zur Seite und arbeitete dann weiter, indem er in den Schubkarren schaufelte.

Die Ohnmacht dauerte lange. Er wußte, daß er auf dem hohen Schutthaufen lag, daß um ihn geschaufelt, gekarrt, gehackt und gesägt wurde; er wollte sich erheben und wieder arbeiten, aber er vermochte kein Glied zu rühren und sagte sich im Innern: Erst muß die Ohnmacht vorüber gehen.

Da sah er, wie Gertrud auf ihn zukam. Sie schritt leicht über die Trümmer; die losen Steine, auf welche sie trat, bewegten sich nicht unter ihr. Er erhob sich und sie ergriff seine Hand, legte den Finger auf die Lippen zum Zeichen des Schweigens und führte ihn. Sie kletterten über den Trümmerhaufen, auch unter seinen Tritten bewegten sich die Steine nicht, es war ihm, als ob sie beide aus Luft wären. Da blieb sie stehen, und er sah die Stelle, und mit einem Male war er tief unten in den Trümmern, in einer Stube, deren Decke schräg heruntergebrochen war; in dem Hohlraum kauerten verängstigt Gertrud und ihre Mutter; es war eine dicke Luft und sie konnten schwer atmen.

Da wachte er auf und sah, daß er da lag, wohin ihn der Mann gezogen hatte. Nun stand er auf, ergriff seine Hacke wieder und rief den andern zu. So rief er ihnen zu, daß sie ihm folgten und sich nicht klarmachten, daß er ihnen ja doch keinen Grund angeben konnte, weshalb sie ihm folgen sollten. Er kam zu der Stelle auf dem Trümmerhaufen, die er in der Ohnmacht gesehen. Die Ziegel wurden abgeräumt und fortgekarrt, die Sparren und Latten wieder durchschnitten; mit Hacke und Schaufel wurde der Schutt fortgeräumt; da kam der erste Fußboden zum Vorschein, der Fußboden des Mansardenzimmers. Es war bewohnt gewesen, ein halbangekleidetes Mädchen wurde vorgezogen; sie war am Kopf verwundet, aber sie atmete noch. Der Fußboden wurde mit Beilen aufgehoben und herausgezogen, die Balken darunter wurden durchsägt, da war ein Zimmer des ersten Stockwerks gewesen. Die Leute wollten nach den Bewohnern suchen, Hans arbeitete wie wahnsinnig weiter, hackte den Schutt auf, schaufelte in den Schubkarren, die andern wurden angesteckt; sie arbeiteten sich in den Haufen ein, bis sie wieder an Stubendielen kamen; mit Äxten wurde ein großes Loch in sie geschlagen, die Stubendecke durchstoßen, es kam ein Hohlraum zum Vorschein, ein Schrei von unten ertönte, es war Gertrud, welche schrie!

Hans zwängte sich durch das Loch in den Hohlraum, da saßen zitternd die beiden Frauen, wie er sie gesehen hatte.

Das Himmelsschlüsselchen

Ein junger Mann, wir wollen ihn Adolf nennen, welcher als Rechtsbeflissener in einer anmutigen Landstadt lebte und ruhig seinen Amtspflichten nachging, indem er zu angemessener Zeit Anstellung und Beförderung erwartete, erwachte eines Nachts aus tiefem Schlaf durch eine eigentümliche Art von Angst, welche nicht schreckhafter Natur war, sondern etwas Wehmütig-Liebes zu haben schien.

Vor seinem Bett stand eine helle, fast durchsichtige Gestalt eines jungen Mädchens mit einem unendlich traurigen Gesicht, das ihn liebevoll anblickte. Er rief ihren Namen „Marie" und streckte seine Arme aus, da schien die Gestalt zu zerfließen, der Mondschein lag auf der Diele, und von weitem rauschte in der Stille des nächtlichen Städtchens der Brunnen auf dem Markt.

Am andern Morgen glaubte er geträumt zu haben.

Die nächtliche Erscheinung erweckte eine Erinnerung an unbedeutende Erlebnisse, die er längst, wohl nicht gerade vergessen, aber doch nicht mehr bedacht hatte. Als junger Student im ersten Semester hatte er in einer süddeutschen Universitätsstadt studiert. Durch eine zufällige gesellschaftliche Beziehung war er mit dem Hause eines angesehenen Arztes der Stadt bekannt geworden und hatte in ihm verkehrt. In der Familie waren ein Sohn und eine Tochter gewesen. Der Sohn war Primaner und gedachte Offizier zu werden, er hatte mit ihm wenig Berührung gehabt; die Tochter, welche den Namen Marie führte, war ein zartes und sinniges Wesen, er hatte viel mit ihr gesprochen von der Art, wie ganz junge Leute sprechen, von Dichtung und Kunst; es wurde ihm plötzlich klar, daß diese Gespräche in jenen Monaten das Wichtigste für ihn gewesen waren; aber vielleicht war der Verkehr so natürlich und harmlos gewesen, daß er sich einer weiteren Bedeutung nicht

bewußt geworden war; er hatte im zweiten Semester eine andere Universität bezogen, hatte noch einmal geschrieben, dann noch einen Neujahrsglückwunsch geschickt, und so war die Beziehung erloschen in den Gedanken an das Studium, die neuen Lebensverhältnisse, die Prüfungen, Vorgesetzten und den allgemeinen Lebensplan.

Die Erinnerung an das Mädchen beschäftigte ihn den Tag über, es war ihm, als überkomme ihn eine Art Sehnsucht, ein Wunsch nach Glück, nach Mitteilen und Mitfreuen. Am Abend ging er lange in seinem gemieteten Stübchen auf und ab, er zog einen einzelnen Band Goethe hervor, der unter seinen rechtswissenschaftlichen Werken in dem kleinen hängenden Bücherbrett stand, blätterte etwas und las zerstreut einige Seiten; der Mond ging auf, sein silberner Schein legte sich auf die Dächer, auf blühende runde Bäume, auf die stille Straße; seufzend löschte er die Lampe und ging zu Bett.

In dieser Nacht weckte ihn die Erscheinung wieder auf. Sie stand vor ihm, ihn traurig und liebevoll anblickend; er blieb still, nach einer Weile wurde sie langsam undeutlich und schien sich in Luft aufzulösen.

Am andern Tag schrieb er an den Bruder des Mädchens, Erkundigungen über das Ergehen der Familie und Berichte über sein eigenes Leben, indem er den Brief mit der Aufschrift der Eltern und der Bitte des Nachsendens versah, denn der Jüngling mußte ja längst Offizier und von Hause fort sein. Überraschend schnell bekam er Antwort; der Empfänger war bei den Eltern zu Besuch. Er teilte ihm mit, daß man in der Familie gerade viel von ihm gesprochen habe. Seine Schwester, an die er sich wohl noch erinnere, sei durch ein plötzliches Leiden dahingerafft; auf ihrem Sterbebette habe sie die Mutter insgeheim zu sich gerufen und habe ihr ein getrocknetes Blümchen

gegeben, das in einem Band von Goethe gelegen; dann habe sie gesagt, wenn sie tot sei, so solle sie das Blümchen ihm übersenden. Es sei nun sechs Jahre her, da habe er es einmal auf einem Spaziergang der Familie vom Wege gepflückt und ihr gegeben, er solle nun sehen, daß sie ihn nicht vergessen habe. Man habe seinen gegenwärtigen Wohnort nicht gewußt, durch den Todesfall seien alle in Bestürzung versetzt, so habe man sich des Auftrages noch nicht erledigt. Seine Mutter sei durch den Kummer ganz gleichgültig geworden. Er weile einige Wochen im Elternhause, um sie zu trösten; und so wolle er denn für sie die Besorgung übernehmen und dem Freunde das Blümchen senden. Es lag dem Briefe bei, es war ein Himmelsschlüsselchen.

Adolf nahm das trockene gepreßte Himmelsschlüsselchen zwischen zwei Finger und sah es an; wie ein Blitz durchzuckte es ihn, daß das zarte, gläubige Mädchen die Jahre hindurch immer an ihn gedacht, daß sie ihn geliebt hatte; in einem Augenblick wurde ihm wieder ganz lebendig, was er vor Jahren mit ihr gesprochen, wie er neben ihr gesessen, wie er ihr die Hand gegeben; und ein eigenes Gefühl von Sehnsucht und Liebe durchströmte ihn, fast ein Drang, zu weinen; es wurde ihm bewußt, daß ihm immer Wesentliches gefehlt hatte in diesen Jahren, ohne daß ihm das deutlich geworden war, und daß er nun das Wesentliche hätte, wenn Marie neben ihm säße, mit ihrer lieben, zarten Stimme einige Worte sagte und ihn freundlich anlächelte.

Wenn ein Mensch von heute überhaupt einmal auf den Gedanken kommt, daß sein Dasein irgendeinen Zweck haben müsse, so beruhigt er sich bald mit der Vorstellung, daß er ja doch ein nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft sei. Die gebildeten Stände, aus welchen eigentlich die Führer des Volkes hervorgehen sollten, haben sich in diese Vorstellung ganz besonders

eingelebt. Die bürgerliche Gesellschaft hält die Leute in einer gewissen tätigen Mittelmäßigkeit des Gemütes, welche der durchschnittlichen Seelenbeschaffenheit leicht zusagen mag, indem bei ihr ein gutes Gewissen sich mit dem einem jeden angemessenen und ja meistens bescheidenen Lebensgenuß verbindet. So hatte auch Adolf bis nun dahingelebt, als ein ehrenhafter junger Mann, der seine Pflicht tat, bei den Vorgesetzten wohl angesehen und bei den Untergebenen beliebt und geachtet war.

Die nächtliche Erscheinung und die Botschaft der Toten brachten ihn aus seinem Gleise. Eine erste Ahnung von der Nichtigkeit des bürgerlichen Lebens tauchte in ihm auf. Hatte die Verstorbene mehr gewußt von göttlichen Zwecken unseres Lebens wie er? Vielleicht nicht. Aber vielleicht, wenn er selber der Mann gewesen wäre, etwas von ihnen zu wissen, dann hätte sie Tieferes erfahren. Nun wirkte sie auf ihn. Was konnte geschehen durch solche Wirkung?

Wer die Leere in sich fühlt, der sucht außer sich Erfüllung: er begeht den Irrtum, zu glauben, daß es außer uns irgend etwas gibt, das nicht von uns geschaffen ist; er sieht nicht, daß ein jeder immer nur wieder sich selber in den Außendingen finden kann.

In dem Landstädtchen hatte sich ein spiritistischer Zirkel gebildet. Es nahmen einige Frauen an ihm teil, ein Rechtsanwalt, ein Zahnarzt. Adolf suchte näheren Verkehr mit den Betreffenden, es wurde bald eine Sitzung beschlossen.

Der Geist Mariens gab sich durch Klopfen kund. Erinnerungen wurden mitgeteilt an eine Abendgesellschaft, ein Kleid, welches Adolf besonders gefallen, an das Himmelsschlüsselchen. Die Anwesenden glaubten, den Geist Mariens undeutlich als einen Schein im verdunkelten Zimmer zu sehen. Adolf verlangte ein Zeichen, es wurde viel gezögert und versprochen, endlich

fand sich eine Locke hellblonden Haares, es war das Haar Mariens.

Das war wohl alles nicht mehr und nicht Merkwürdigeres, als wenn Marie nicht gestorben wäre und hätte sich bürgerlich mit Adolf verlobt, wie sich viele junge Mädchen aus guter Familie mit jungen Männern aus guter Familie verloben. Es war wohl nicht mehr und nicht Merkwürdigeres; aber an einem Tage setzte sich Adolf vor seinen Schreibtisch, er hatte eine Pistole in der Hand und suchte ruhig die Stelle aus, wo der Schuß sofort töten mußte; dann drückte er ab.

Das zweite Gesicht

Ein Mann hatte das Gut seiner Eltern übernommen, welches durch die nachlässige Wirtschaft des Vaters heruntergekommen war, und hatte es durch unermüdliche Tätigkeit im Lauf der Jahre wieder hochgebracht. Die Familie war in früheren Zeiten sehr angesehen gewesen. Sein Ehrgeiz ging dahin, daß er einmal wieder so in der Achtung der Nachbarn dastehen wollte wie seine Vorfahren, und daß seine Nachkommen in der Gegend wieder so angesehen sein sollten, wie die Familie sonst gewesen.

Wie es einem solchen Manne leicht geschehen kann, daß er das Menschliche über dem Wirtschaftlichen vergißt, war er erst spät zum Heiraten gekommen. Er hatte eine gute und stille Frau gewählt, die viel jünger war als er und fast seine Tochter hätte sein können. Er liebte sie in seiner Art, in der Art eines tüchtigen und verständigen Mannes, der das Seine hat zusammenhalten müssen und immer an seine Arbeit gedacht hat, und die junge Frau hätte sich gewiß über nichts beklagen können bei ihm, wenn sie überhaupt von der Art gewesen wäre, welche klagt. Sie hatte eine feine und durchsichtige Gesichtshaut, die leicht errötete, und hatte als Mädchen gern gelesen. Nun eilte sie mit leichten Füßen die Treppen auf und ab, sorgte für Hühner und Garten, richtete die Stuben schön ein und hielt sie gut, und zuweilen sah sie mit sehnsüchtigen Blicken ins Weite, wo vielleicht Dinge geschahen und Verhältnisse waren, welche den Erzählungen der Bücher gleichen: Menschen, Umstände und Schicksale wie in den Wahlverwandtschaften oder im Wilhelm Meister, im Grünen Heinrich oder in den Büchern Bettinens. Sie genas eines Töchterchens. Der Mann hätte sich einen Knaben gewünscht, aber er freute sich auch so und hoffte, daß das zweite Kind ein Sohn sein werde. Ein zweites Kind aber brachte die zarte Frau nicht mehr zur Welt, sie starb an

den Anstrengungen der Geburt und ließ den Gatten als Witwer, das kleine Mädchen als Waise zurück.

Der Mann hatte sie in seiner Art geliebt, er mochte nach ihr keine andere Frau ehelichen. So wuchs das junge Mädchen in der Obhut einer älteren Verwandten auf. Sie war von der Art ihrer Mutter: nicht gedrungen, fest und mit scharfen Augen wie der Vater, sondern schlank und zierlich, gütig, freundlich und sanft. Sie war noch sehr jung, als ein begüterter Nachbar sie zur Frau begehrte, der beim Vater die Landwirtschaft erlernt hatte und von diesem als tüchtiger, ernster und gerader Mann geschätzt wurde, der etwas vor sich bringen mußte. Der Vater gab sie ihm gern, es war ihm, als ob er im Schwiegersohn sein verjüngtes Abbild sehe; und seine Gedanken einer tüchtigen und geachteten Nachkommenschaft wurden wieder wach.

Nun hatte er die Nachricht erhalten, daß in der jungen Familie ein Kind erwartet wurde, das erste Kind. Er befahl dem Kutscher anzuspannen und fuhr zum Nachbargut, um am Ort zu sein, denn die Erinnerung an die im Kindbett gestorbene geliebte Gattin machte ihn unruhig und besorgt.

Der Gutshof der Kinder lag auf einem ziemlich steilen Hügel, die Landstraße war frisch beschottert. Um die Pferde zu schonen, stieg er ab und ließ den Kutscher den leeren Wagen hinaufführen, er selber folgte langsam dem neben den Pferden hergehenden Mann, der dann bald an einer Biegung des im Zickzack gewundenen Weges seinen Augen entschwand. Weiß angestrichene Steine und Rasenbänke schützten die Seite des Weges, wo der Berg abfiel; er setzte sich sinnend auf eine Rasenbank, denn der Aufstieg verursachte ihm bei seinen Jahren doch eine leichte Anstrengung.

Da hörte er plötzlich ein leichtes Trappeln von vielen Füßen, als ob eine große Menge Menschen gehe, aber doch nicht so,

wie richtige Menschen, dazu war das Trappeln zu leicht; etwa von einer Schar Kinder hätte es kommen können, wenn Kinder nicht unruhiger zu gehen pflegten. Vielleicht kam der eigentümliche Ton von der frischen Beschotterung. Er wurde beunruhigt und stand auf. Da kamen von oben herab die ersten des Zuges. Sie mußten am Wagen vorbeigekommen sein, aber sie gingen in der vollen Breite des Weges, man hörte auch den Wagen weiter oben langsam auf den Steinen fahren; es wurde ihm klar, daß er nicht stillgehalten hatte. Weshalb sollte er denn stillgehalten haben? Die Ziehenden hätten ja ihre Reihen schmäler machen können, solange sie an ihm vorbeigingen. Die Ziehenden aber waren allerhand Volk: da war ein kleines Kind im Hemd mit nackten Füßen; eine gebückte alte Frau, zitternd mit dem Stock; ein Soldat in voller Ausrüstung, mit Tornister und Gewehr; ein katholischer Priester, der in seinem Brevier las mit murmelnder Bewegung der Lippen; ein Fuhrknecht mit rotem, offenem Gesicht, in Manchesterhosen und blauem Kittel, die Peitsche in der Hand, mit dem breiten Gang, den er gewohnt war; da ging ein Chinese, das schwarze Käppchen auf dem Kopf, den festen, schwarzen Zopf hängend über der buntgestickten Jacke, zum Boden blickend, die Hände über der Brust in die Ärmel gesteckt, in großen Filzschuhen, die nach oben gebogen waren; was war das? Ein Stier, ernst, mit gesenktem Kopf. Dicht nebeneinander gingen die Wesen, stumm, dicht folgte eine Reihe auf die andere; sie bogen um die untere Wegecke, um die obere quollen immer neue Reihen nach, nur das unheimliche Trappeln war hörbar: in der Ferne das langsame Rattern des leichten Wagens, aus dem Wald der dünne Ton zweier Meisen. Es war auch wohl, als ob die Wesen durchsichtig waren, sie waren es aber doch wohl nicht, denn man konnte ja doch nichts durch sie erblicken. Er wußte: das ist der

Zug des Todes, er fließt ohne Unterbrechung vorbei, wie das Wasser in einem Fluß ruhig vorbeifließt, immer neues Wasser, eines das andere nach sich ziehend; der Zug kam zusammen aus den Bergen und Wäldern, in Einzelwesen und kleinen Zügen, und vereinigte sich und floß, ungetrennt, wie das Wasser das folgende Wasser zieht, ruhig gleitend weiter zur Ebene hinunter, immer breiter werdend, bis in das Meer, welches alles Wasser aufnimmt. Er wußte das, denn niemand sagte es ihm, denn man hörte nur das gespenstische Trappeln, und durch das Trappeln hindurch, wie man durch den Leib eines Gespenstes hindurch Bäume sieht, hörte man das Rattern des Wagens auf dem Wege oberhalb und den dünnen Ton der zwei Meisen.

Da kam eine lichte Stelle in dem stummen Fließen der Welle von gespenstischen Wesen. In einer Reihe ging ein Wesen allein. Es war die Tochter des Beschauers. Sie trug ein kleines Kind im Arm, das dicht an sie gedrückt war mit der rechten Hand, sie blickte starr vor sich hin, und das Ende des weißen Gewandes schleifte hinter ihr her, es war ein sonderbares Gewand, wie ein Laken, das um sie gehüllt war. Dem Beschauer rollten die Tränen über die festen, luftgebeizten Wangen in den grauen Vollbart; die Erscheinung sah ihn an, unsagbar still, unsagbar liebevoll; er wußte, sie teilte ihm mit: „Ich bin zufrieden, ich bin abgeschieden, du mußt noch im wirren Leben sein."

Da war der Zug verschwunden, die Bäume traten klar aus dem Hintergrunde vor, oberhalb der Stelle, wo der Mann stand, ratterte der Wagen, klang die Stimme des Kutschers; man konnte den Wagen einen Augenblick durch die Stämme erkennen. Eilig schritt er weiter nach oben, er holte den Wagen ein und überholte ihn, da stand er vor dem Gutshaus, ging hinein, trat in das Krankenzimmer. Die junge Frau lag weiß im weißen Bett, neben ihr schlummerte das Kind; sie blickte

zum Vater auf in stillem Glück, ihr Gatte stand zu Füßen des Bettes. Sie sagte „Ein Sohn". Der Vater faltete die Hände, seit seiner Kindheit hatte er die Hände nicht mehr gefaltet; nun zitterten ihm die Hände.

Der Gatte trat zu ihm, die beiden gingen auf den Fußspitzen aus dem Zimmer. Sie saßen zusammen, der junge Mann besprach Zukunftspläne mit dem alten: die Vergrößerung des Gutes durch einen günstigen Ankauf, das Verteilen des Erbes, wenn noch andere Kinder kamen; er kannte die alten Pläne des Vaters, er sprach davon, daß der eine Sohn den mütterlichen Namen führen solle und auf dem Gute des Großvaters die großväterliche Familie weiterführen werde. Der Großvater faltete die Hände, Tränen rollten ihm wieder aus den Augen.

Die Wärterin kam eilig in das Zimmer, die Mutter hatte einen plötzlichen Anfall bekommen. Der Arzt war noch zur Hand; er erschrak, als er sie sah. Das Kind schrie mit seiner kleinen Stimme, von der Mutter kamen wunderlich klagende Töne.

Das zweite Gesicht hatte dem Vater die Wahrheit gesagt: Mutter und Kind starben noch an demselben Tage.

Das bin ich

Ein Jüngling, wir wollen ihn Walter nennen, saß in der Dämmerungsstunde allein auf seinem Zimmer. Er saß am Fenster und blickte zerstreut auf die Gasse, wo eben die ersten Lichter angezündet wurden und Menschen eilfertig abendliche Gänge machten: Einkäufe beim Krämer, Rückkehr von der Arbeitsstätte und ähnliche.

Es ist, als ob in der Dämmerung Geräusche leichter vernehmlich werden, vielleicht sind unsere Ohren geschärfter, vielleicht haben sich bereits die vielen Geräusche des Tages vermindert, welche unsere Aufmerksamkeit abstumpfen und hat die Seele sich noch nicht so ganz auf sich zurückgezogen, wie am eigentlichen Abend. Walter hörte plötzlich nebenan ein Gespräch. Er unterschied die Stimme der Verwandten, welche ihn erzogen hatte und eines älteren Mannes, welcher der Verwalter seines elterlichen Vermögens sein mußte. Plötzlich wurde ihm klar, daß er unbewußt schon eine Zeitlang zugehört hatte, und daß er nun sich nicht mehr durch ein Geräusch bemerkbar machen konnte.

Die beiden sprachen von seinem Vermögen. Das elterliche Haus sollte verkauft werden, die Verwandte widersetzte sich. Sie sagte immer: „Und wo bleibe ich? Ich habe mich aufgeopfert für den jungen Menschen. Wo bleibe ich?"

Plötzlich war es Walter wie ein Anfall von Schwindel.

Ein junger Mensch wird in seine Verhältnisse hineingeboren, wächst in ihnen auf und fragt sich nie, ob sie nicht anders sein könnten, er überlegt nicht, wie sie entstanden sind, welche Beweggründe die Menschen seiner Umgebung haben. Er ist gewohnt, daß man liebevoll für ihn sorgt, und er kann sich gar nicht denken, daß Liebe und Sorge nicht wären. Wenn alles so ist, wie es sein soll, wenn er zwischen seinen Eltern lebt, dann verbindet sich dieses Gefühl der Sicherheit mit den Eltern;

und vielleicht erst spät, wenn der Mann selber erwachsene Kinder hat und seine Mutter stirbt, dann wird ihm klar, daß da immer ein sauber bezogenes Bett war, wenn er zu seiner Mutter kam und ein festlich mit neuem Tischtuch gedeckter Tisch. Es ist ja auch für ihn einmal der Augenblick gekommen, wo ihm klar wurde, daß er allein steht in einer feindlichen Welt, in der jeder nur an sich denkt; aber die Eltern, zwischen denen er aufwuchs, hat er immer aus der Welt der kindlichen Sicherheit in das spätere Leben retten können.

Jene Worte der Verwandten erzeugten plötzlich in dem Jüngling ein Gefühl trostloser Einsamkeit. Sie waren ja wohl nicht gemeiner, wie der durchschnittliche Mensch nun einmal ist; ihm selber ins Gesicht hätte das alte Mädchen die Worte auch nicht gesagt; sie waren nicht ungerechtfertigt, denn Jugend ist gedankenlos, und sie ging ohne Mittel einem hilflosen Alter entgegen; aber solche Gedanken kann wohl ein lebenserfahrener Mensch haben; der Jüngling wurde von einem tiefen Weh erfaßt, daß er hätte weinen mögen.

Am nächsten Morgen ging er in den Wald. Es war gegen Ende des Frühlings, das Laub straffte sich schon, die ersten Blumen waren bereits verschwunden, die Leberblümchen und Himmelsschlüsselchen. Er ging zwischen den hellgrauen Buchenstämmen, im raschelnden Laub, in der Stille und Unbewegtheit des Waldes. In dieser Stille wurde sein Weh vom Abend noch heftiger, ihm war plötzlich, daß auch die Natur ihm fremd, ja feindlich war, und so stark wurde das Gefühl, daß ihm nun wirklich die Tränen in die Augen stiegen.

Wenn wir erwachsen sind und sind ältere Leute geworden und denken zufällig an derartige Jugenderlebnisse, dann sagen wir uns vielleicht, daß die Jugend selbstsüchtig ist, daß ja doch notwendig die Stunde kommen muß, wo ihre Selbstsucht von

der Selbstsucht der andern zurückgewiesen wird, und vielleicht lächeln wir dann über die Unreife, welche eine solche Trauer erzeugt wie die Walters. Haben wir damit recht? Wäre es nicht möglich, daß das Gefühl der Jugend richtig ist: alle Menschen sind im Grunde ich, und meine Trennung von ihnen, ihre Trennung von mir ist etwas Unwahres, etwas, das mein Gefühl zerstört, das einzig Wirkliche, das es vielleicht gibt? Die Verwandte hatte wohl nicht unrecht, wenn sie daran dachte, wie die Menschen gewöhnlich handeln; aber noch hatte Walter nie das Gefühl gehabt, daß er anders sein konnte, als in der Gemeinschaft mit der Verwandten; vielleicht mußte ein Sündenfall kommen, damit er anders wurde, vielleicht war sein Weh, daß die Verwandte den Sündenfall glaubte, daß sie ihn durch ihre Worte selber erzeugte?

Die Bäume wuchsen schlank und zierlich in die hellgraue, lichte Höhe; sie standen und verschoben sich, leicht gewellt war der laubbedeckte Boden. Da kam eine lichte Stelle, fast rund umzirkelt, ein großer Baum hatte hier gestanden; der Stumpf wies noch die helle Schnittfläche auf, er war im äußersten Umkreis leicht gefärbt von steigendem Saft, den die noch lebenden Wurzeln hochgetrieben hatten. Neben ihm war eine Glockenblume hochgewachsen von einer Art, wie Walter sie noch nie gesehen: gerade stand sie und hoch, große Glocken hingen von violett rötlicher Farbe; erst die unteren Glocken waren aufgeblüht, die mittleren waren noch geschlossen und weiter hinauf zur Spitze wurden die Knospen immer kleiner.

Wie Walter die Blume sah, da überfiel ihn eine plötzliche Zärtlichkeit, daß er hätte mögen knien, die Blumen streicheln und küssen. Er tat es nicht, denn sein Verstand sagte ihm, das wäre doch ein sonderbares Tun; aber er beugte sich über und schaute die Blume genau an; er hob mit zartem Finger ein

Glöckchen hoch und blickte hinein, sah den viergespaltenen Stempel in der Mitte und die feinen Staubgefäße; die Farbe wurde wunderbar licht im Innern bis zu einem ganz hellen Grün im Grunde. Merkwürdig war das, daß sein Weh verschwunden war. Da hoben sich die Bäume, er sah durch die Stämme tief in den Wald: oben breitete sich der Himmel, der laubbedeckte Boden wellte sich; eben war das noch fremd gewesen, wie anderes; nun war es sein, gehörte es zu ihm.

Wir wollen einen Vergleich gebrauchen. Ein verheirateter Mann muß seine Familie verlassen und auf einige Zeit in eine große Stadt ziehen. Er mietet sich ein Zimmer bei einer Vermieterin, in dem sind die Möbel, wie sie in solchen Zimmern sind: das Sofa und der Sofatisch, die zwei gepolsterten Stühle und die vier andern Stühle, das Bett und der Waschtisch, die Öldruckbilder an den Wänden und der Teppich auf dem Boden. Er geht abends in sein Zimmer, dreht das Licht an, schreibt oder liest, und geht dann zu Bett, und das ist alles gleichgültig, es gehört nicht zu ihm. Aber da kommt seine Frau zu Besuch. Sie geht in das Zimmer, zieht die Schubladen auf und öffnet den Schrank, legt seine Wäsche richtig hin und hängt seine Kleider ordentlich, rückt den Schreibtisch ans Licht und stellt die Stühle anders; und wie er am Abend kommt, da brennt die Lampe auf dem Tisch und sie sitzt auf dem Sofa, und mit einem Male ist sein Zimmer sein Heim geworden und gehört zu ihm, und sein Herz bewegt sich vor Glück.

Walter zog sein Taschenmesser, machte einen Kreis um die Glockenblume und stach den Wurzelballen aus. Es war ihm, als ob die Blume angstvoll und zutraulich still hielt; das war ihm gefühlsmäßig, so, daß er sich des Unsinns schämte. Sorgfältig stach er den Wurzelballen aus, indem er jenseits des Kreises einen Graben aushob, und als er die Tiefe hatte, vor-

sichtig von unten die Erde abschnitt. Es glückte ihm, der Ballen zerbrach nicht; er steckte das Messer wieder in die Tasche und trug mit beiden Händen seine Pflanze, langsam gehend, damit er sie nicht knickte. Das Gefühl verließ ihn nicht, daß sie angstvoll und zutraulich sich still hielt zwischen seinen Händen.

Er holte einen Blumentopf, setzte den Ballen vorsichtig ein, umgab ihn bis zum Rande des Topfes mit guter Erde, drückte diese fest, begoß das Eingepflanzte und stellte seine Blume an sein Fenster. Sie war nicht verletzt, es hing nicht ein Blatt, es war, als ob sie nun von der Angst befreit aufatmete; als er nach kaum einer halben Stunde sie wieder ansah, da waren drei neue Glöckchen aufgeblüht.

Er sah sie oft an am Tage; er stellte sie, daß nicht die unmittelbare Sonne sie traf, er drehte sie, daß alle Seiten an das Licht kamen; ein kleiner grüngoldiger Käfer saß auf einem der Blätter, die unten am Stengel sind; er nahm ihn sorgsam und setzte ihn außen vor das Fenster.

Am Abend ging er zu Bett wie gewöhnlich, er schlief ein und schlief tief, und dann war es ihm, als ob er träumte; er träumte aber, daß plötzlich von der Blume ein durchdringender und zarter Duft sich im Zimmer verbreitete, und dann war mit einem Male ein Mädchen da, ein wunderliebliches, zartes Geschöpfchen, in einem Kleidchen hellgrün und violett rötlich, das stand vor seinem Bett und sah ihn an mit liebevollen und tiefen Augen in dem hellen Gesichtchen; ganz unbeweglich stand sie da wie eine Blume und sah ihn still an, und man spürte ihre Liebe und Zärtlichkeit in ihrem Blick und Gesicht, in ihrer Gestalt und ihrem Stehen; die Händchen hatte sie vor der Brust gefaltet, und stand da und sah ihn an. Ihm war ruhig und selig zumute, er hätte mögen immer so liegen mit geschlossenen Augen, und wissen, daß er träumte, und durch die

geschlossenen Augen das Mädchen sehen, wie sie so liebevoll stand und ihn anschaute. Da war es, daß es in ihm dachte: „Jetzt will ich erwachen," und er machte eine Bewegung, denn er wußte, daß dann das Mädchen wieder in die Blume zurückgehen würde. So schlug er die Augen auf, da war das Mädchen verschwunden, aber der durchdringende und zarte Duft schwang noch im Zimmer, durch das geöffnete Fenster kamen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne mit der Kühle der morgendlichen Luft, und im Fensterbrett stand die schöne Glockenblume, frisch und gerade, kein Blatt war müde oder welk, und wieder waren zwei neue Glocken aufgegangen, indessen die höheren Knospen stärker angeschwollen waren.

Es wird gesagt, man soll keine blühenden Blumen im Schlafzimmer haben, und es gibt ein Gedicht, welches die Überschrift hat: „Der Blumen Rache", das davon erzählt, wie ein Mädchen durch die Blumen im Schlaf getötet wird. Walter dachte an das Gedicht und an die Geschichten, welche man von den Blumen im Schlafzimmer erzählt, und als es Abend wurde, da trug er seine Glockenblume sorgfältig in das Nebenzimmer; er stellte sie ebenso, wie sie vorher gestanden hatte, in das halb geöffnete Fenster, sorgsam den Vorhang feststeckend, daß nicht ein Luftzug ihn an die Blume treiben konnte; er befühlte die Erde, ob sie feucht genug war und begoß, wie er es für richtig hielt, er besah liebevoll alle Glöckchen, denn es waren ihrer wieder mehr aufgebrochen im Laufe des Tages, und es war, als müsse er die Blume trösten, daß er sie aus seinem Zimmer gestellt, als müsse er ihr sagen: „Morgen früh hole ich dich wieder an deinen alten Platz, ich bin dann den ganzen Tag bei dir und gehe nicht aus." Aber er sagte es nicht, denn das war nur ein Gefühl, das ihn trieb, und ihm wäre es töricht vor-

gekommen, wenn er mit der Blume gesprochen hätte wie mit einem Wesen seiner eigenen Art.

Nun schlief er die Nacht, aber er schlief unruhig. Wir wissen, wenn wir etwas Unrechtes getan haben, und was wir Reue nennen, das ist die Antwort unseres innersten Wesens auf solches Handeln. Aber wir können auch fast immer unsere Handlungen mit Gedanken bezeichnen und können genau feststellen, wo das Unrecht und die Schuld sind. Walter fühlte Reue; er fühlte auch, daß er die Blume nicht hätte aus dem Schlafzimmer stellen dürfen; aber wenn sich ein Gedanke aus seinen Gefühlen bilden wollte, dann schob er alles von sich, denn er sagte sich, daß es sich ja doch nur um eine unbeseelte Blume handelte, er warf sich törichte Empfindelei und weibermäßiges falsches Gefühl vor, dem er als Mann nicht nachgeben wollte. Diese Gedanken waren wohl da, wenn man schon wirkliche Gedanken annehmen will, sie verhinderten auch, daß er dem Gefühl nachgab; aber sie konnten doch das Gefühl nicht hindern, und sie konnten nicht hindern, daß er unruhig war und daß sein Gewissen ihn unbestimmt quälte: unbestimmt, denn er war sich ja keiner Schuld bewußt. So stand er früh auf; er zwang sich, nicht gleich in das Nebenzimmer zu gehen, er ordnete erst allerhand an sich und im Zimmer.

Aber als er in das Nebenzimmer trat, da hing die Blume schlaff über den Rand des Blumentopfes nieder. Es war, als ob sie abgepflückt gewesen sei und ohne Wasser dagestanden habe. Sie war unverletzt, der Ballen war feucht, kein unmittelbarer Sonnenstrahl war auf sie gefallen, und doch war sie tot.

„Ich habe es ja gewußt," rief Walter aus, „daß sie sterben wird, weil ich ihr mißtraute, ich habe es nur nicht gewagt, es mir zu sagen." Er hielt sich nicht mehr zurück, die Tränen

rollten ihm über die Wangen. Es war ihm nun gleich, ob er im Traum war oder im Wachen, ob die Menschen ihn für wahnsinnig hielten oder nicht; er wußte, daß die Blume ihn geliebt hatte, daß sie ihn hatte trösten wollen, daß sie ihm hatte alles geben wollen, daß sie sich hatte ausgraben lassen trotz ihrer Angst und glücklich gewesen war in Todesfurcht, als er sie vorsichtig und zärtlich nach Hause trug, und daß sie gestorben war aus Kummer; denn ihre zarte Seele hatte es nicht verwinden können, daß er ihr mißtraute. Oder vielleicht war das schon zu roh ausgedrückt? Sie war gestorben aus Kummer, weil sie sah: sie war für ihn nicht so, daß er sagte: Das bin ich.

Das Eisenbahnunglück

Emma lebte als die Tochter wohlhabender und gebildeter Eltern in einer mittleren deutschen Stadt in der Weise, wie junge Mädchen in ihren Verhältnissen heute zu leben pflegen. Zwei Bewerber um ihre Hand standen ihr und den Eltern nahe, ein Rechtsanwalt und ein Arzt. Der Rechtsanwalt führte sie als Gattin heim.

Wir wissen nichts weiter, als diese äußerlichen Dinge. Der Arzt lebte sein bisheriges Leben weiter. Ob die Geschehnisse für die drei Personen etwas Wesentliches bedeutet hatten, ob den Worten von Liebe und der Tatsache der Ehe etwas Seelisches entsprach, können wir nicht wissen, denn dergleichen wissen ja die Menschen heute selber nicht.

Emma lebte in einer glücklichen Ehe, denn es war alles so, wie es nach den Begriffen der Menschen ihres Kreises sein mußte. Das junge Paar hatte eine behagliche Wohnung mit neuen und teuren Möbeln in der ersten Straße der Stadt, zwei Dienstboten besorgten Küche und Zimmer, Emma war geistig regsam, ihr Gatte war ein gesuchter Rechtsanwalt. Es vergingen einige Monate, wie die Freundinnen der Mutter Emmas sagten, in stillem Familienglück.

An einem Tage hatte der Mann eine Verhandlung in der Nachbarstadt. Die Züge lagen ungünstig; er mußte entweder am Abend vorher fahren und dann die Nacht am fremden Ort bleiben, oder er mußte am frühen Morgen den Vieruhrzug nehmen, wenn er zur rechten Zeit im Gericht sein wollte. Er mochte sich für den Abend nicht von Frau und Heim trennen; wenn das Abendbrot gewesen war, dann arbeitete er immer noch einige Stunden in seinem Zimmer; die Angestellten waren dann nicht mehr da, es kamen dann keine Ratsuchenden; Emma setzte sich mit einer Handarbeit neben seinen Tisch, und er fühlte sich recht glücklich. „Der Abend gehört der Frau,“

pflegte er zu sagen. So beschloß er denn, am frühen Morgen zu fahren.

Emma erhob sich mit ihm, besorgte das Frühstück, setzte sich zu ihm an den lampenbeleuchteten Tisch; er aß, küßte sie auf die Stirn und eilte aus der Wohnung. Sie drehte das Licht aus und ging in das Schlafzimmer zurück, um noch einige Stunden zu schlummern.

Sie wußte nicht, wie lange sie geschlafen haben mochte, da stand plötzlich die blutende und gräßlich verstümmelte Gestalt ihres Gatten vor ihr. Er reichte ihr seine Ringe dar, seufzte tief auf und verschwand.

Mit einem fürchterlichen Schrei fuhr Emma im Bett hoch. Es war ein ungewisses Licht des Morgens. Sie blickte auf das Nachttischchen, das zur Seite von ihres Mannes Bette stand; da lagen die Ringe. Er hatte sie dorthin gelegt.

Die Mädchen waren schon beschäftigt. Sie eilten auf das Geschrei in das Schlafzimmer und fanden ihre Herrin an allen Gliedern zitternd, und bleich wie eine Kalkwand. „Mein Mann ist tot," rief sie. Sie kleidete sich bebend an, die Mädchen halfen ihr weinend, sie eilte zum Bahnhof, gefolgt vom Zimmermädchen. Dort fand sie alles in großer Aufregung. Der Zug war eine halbe Stunde nach der Abfahrt verunglückt. Es sollten viele Tote sein. Eben wurde eine Lokomotive mit einem Wagen zurecht gemacht, die zu der Unglücksstelle fahren sollten. Emma stieg ein.

Als sie ankam, sah sie mit einem Blick alles. Die Maschine hatte sich seitwärts in den Boden gewühlt, Wagen waren aufeinander gefahren und standen in die Höhe; man arbeitete am Zug; Menschen liefen im weißen Schnee, standen in Haufen; auf der Böschung lagen nebeneinander Leichen. Sie stürzte auf ihren toten Gatten zu, er lag mit eingedrückter Brust, aus

seinem Munde war ein Blutstrom gebrochen über Gesicht und Kleider, die Augen waren verglast. So hatte sie ihn gesehen. Ohnmächtig sank sie neben der Reihe der Toten nieder.

Der weitaus größte Teil der Menschen lebt ja so hin mit den Worten und Vorstellungen, welche nun einmal vorhanden sind, ohne zu wissen, was diese Worte eigentlich bedeuten, was der Sinn dieser Vorstellungen ist. Vermutlich würde Emma nie auf ein selbständiges Gefühl, auf ein besonderes Erleben gekommen sein, ohne den plötzlichen Tod ihres Mannes und die Erscheinung, welche ihn begleitete. In Wirklichkeit gehen wir ja alle in einer dunklen Nacht; es ist gut, daß das den gewöhnlichen Menschen nicht bewußt wird; ihr war es plötzlich bewußt geworden.

Sie hatte außer dem abgewiesenen Verehrer niemanden, mit dem sie über das Unheimliche, Fragwürdige sprechen konnte, das nun, wie ein Nebel die Landschaft, alles Leben einzuhüllen schien.

Der Arzt sagte ihr, daß sie sich hüten müsse vor den Gedanken, welche sie sich machte. Unsere Vorfahren haben solche Erscheinungen, wie sie hatte, als Teufelsspuk bezeichnet, und sie hatten recht. Nie sind sie unzweideutig. Es ist verständlich, daß der Mann im Augenblick des plötzlichen Todes sehr stark an die geliebte Gattin denkt, daß eine Verbindung zwischen den beiden ist, daß sie das Denken des Mannes verspürt; und wie im Traum unser Geist Bilder vor unsere geschlossenen Augen stellt, die vielleicht erzeugt sind durch Geräusche, welche wir hören, so können wir uns vorstellen, daß das gefühlte Denken des Mannes ihre Seele sein Bild erzeugen ließ, das dann wie wirklich vor ihr stand. Die Ringe mochte er vergessen haben auf dem Nachttischchen bei dem eiligen Aufbruch, sie mochte unbewußt das gemerkt haben, und nun das Darreichen der

Ringe als Ausdruck dessen bilden, das der Inhalt des Denkens gewesen war. Es ist nicht nötig, daß diese Deutung richtig ist; aber sie ist möglich. Und solche Deutungen sind in allen ähnlichen Fällen möglich, die uns erzählt werden. Auch diese Möglichkeit darf man dann aber nicht äußerlich auffassen. Wenn ein Epileptiker stürzt, dann stürzt er, wie er steht, an einen glühenden Ofen, oder in ein Räderwerk, und oft sind dergestalt Epileptiker schon verunglückt. Wenn eine Hysterische stürzt, so verunglückt sie nie, sie stürzt stets so, daß sie sich nicht schaden kann. Ist deshalb die Hysterische vielleicht eine Schauspielerin? Unsere Vorfahren hielten die Hysterikerin für besessen. Sie haben in dieser Ansicht dieselbe Weisheit gezeigt, die sie zeigten, wenn sie jene andern Erscheinungen als Teufelsspuk auffaßten.

„Mein Gatte lebt, sein Geist schwebt immer um mich, auch in diesem Augenblick," rief hysterisch Emma.

Der Arzt sah ihr tief in die Augen, sie schlug den Blick nieder. Er ergriff ihre Hand, sie ließ sie ihm schlaff.

„Sie verachten den Materialismus des Pöbels," sagte der Arzt, „der nur glaubt was er sieht und seine Sinnenwelt für wirklich hält. Sind Sie nicht auch materialistisch? Wir wissen nicht, was mit uns geschieht, wenn wir sterben, wir können es nicht wissen, denn alles, das in unserem Geist ist, kann ja nur die Form des irdischen Daseins haben. Wenn Sie glauben, daß der Geist des Verstorbenen um Sie schwebt, dann halten Sie diesen Geist doch für ein körperliches Wesen, nur durch einige Abziehungen, wie Unsichtbarkeit, Untastbarkeit, Unhörbarkeit von andern körperlichen Wesen unterschieden. Sie können ihn ja für nichts anderes halten, denn als die Sprache das Wort bildete, da haben die Menschen diesen Begriff gehabt."

„Sie lieben mich. Aber nie werde ich meinen Gatten vergessen um Ihretwillen," rief Emma.

Der Arzt lächelte. „Sie kennen sich selber nicht," sagte er, „Sie haben sich selber auch damals nicht gekannt."

„Weshalb sind Sie so hart zu mir?" sagte Emma; sie weinte.

Der Arzt küßte ihre Hand und ging. Er ging durch die Straßen und dachte an alles, dann ging er aus der Stadt; und alle seine Gedanken wurden in ihm lebendig.

„Was ist denn die Liebe?" dachte er. „Weshalb liebe ich denn diese Frau? Sie hat bei ihren Eltern gelebt und ist mit der Mutter ausgegangen, um Besorgungen zu machen; dann hat sie einen Rechtsanwalt geheiratet und wenn das Mädchen abwischte, dann hat sie aufgepaßt, daß nicht die Vasen zerschlagen wurden. Was habe ich denn mit diesem Wesen zu schaffen? Wie lächerlich ist die Vorstellung, daß solche Menschen auch noch ein ewiges Leben beanspruchen! Ich bin doch ein anderer Mensch. Dennoch liebe ich diese Frau; mir ist mein Leben wertlos, ich würde es für sie hingeben; denn ich fühle, wie sich mein ganzes inneres Sein bewegt, wenn ich an sie denke. Das ist alles Schein, was ich sehe, meine Liebe sagt mir, daß diese Frau ein göttliches Wesen ist."

Der Zauber der Mumie

In einer oberägyptischen Stadt, welche der Sitz einer Verwaltungsbehörde war zu der Zeit der römischen Herrschaft, lebte ein junger Mann namens Pantus, der Sohn der Temestes, welcher als Beamter bei dem Verzeichnis der Staatseinkünfte angestellt war.

Pantus liebte ein junges Mädchen names Nike, die Tochter seines Nachbarn Apollonus. Die beiden jungen Leute waren aus demselben Stande, ihre Eltern waren vermögend, und Pantus hatte eine gute Laufbahn vor sich, denn er durfte erwarten, daß er später einmal Statthalter des Distrikts wurde; dazu war Pantus von angenehmem Äußern, liebenswürdigem Benehmen und gutem Wesen; so hätte nichts im Wege gestanden, daß Nike den Bewerber erhört hätte,; aber das junge Mädchen sagte ihren Eltern, sie habe eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn, sie wisse nicht, weshalb; und da die Eltern verständig genug waren, ihre Tochter zu einem so wichtigen Schritt nicht zwingen zu wollen, so sagte Apollonus mit bekümmerter Miene zu dem Bewerber, der im Festtagskleid und mit einem Strauß kostbarer Blumen vor ihm stand, daß er zu seinem größten Leidwesen auf die Ehre verzichten müsse, ihn als Sohn in sein Haus aufzunehmen, und daß er ihm nur wünschen könne, er möge sein Herz ein anderes Mal einem verständigeren Mädchen schenken, als Nike sei. Pantus wurde blaß und neigte die Stirn auf die Hand des Apollonus, dann ging er.

Das Haus des Apollonus lag in einem schönen Garten. Pantus hatte seinen Besuch am frühen Morgen gemacht, und noch blitzten feine Tautropfen an hängendem Gras und bunten Blumen. Nike, in einem Gewand aus zartem durchscheinendem Leinen, lief auf dem sauber kiesbestreuten Gang hinter einem bunten, gaukelnden Schmetterling her. Sie erblickte Pantus, wie er, gefesselt durch das anmutige Bild, dastand, mit sehn-

süchtigem Blick auf sie hinsehend; ein Zug von Trotz huschte über ihr heiteres Gesicht, dann glätteten sich Mienen und Züge wieder zu kindlicher Heiterkeit, und sie wies auf den Schmetterling, der sich inzwischen auf eine Blume gesetzt hatte, in Wonne die farbenprächtigen Flügel flach auseinander schlug, und im tiefen Selbstvergessen den berauschenden Honig des Kelches sog. Auch über Pantus wollte ein Selbstvergessen kommen; aber plötzlich verfinsterte sich sein Gesicht und er riß sich mit kurzem Gruß los.

Er ging zu einem Priester, der in einem kleinen Häuschen neben seinem Tempel wohnte.

Der Priester sagte ihm: „Das Land ist vortrefflich eingerichtet. Jeder Mensch ist aufgeschrieben, und sein Leben wird ganz genau von den Behörden verfolgt, und in den Akten sind alle seine Erlebnisse zu finden. Jedem Menschen ist eine Arbeit zugewiesen, die er für die Gesellschaft zu verrichten hat; und dafür bekommt er sein bestimmtes Maß Lebensmittel, von der Art, wie sie für seine Arbeit und seine Lebensweise angemessen sind. Du weißt, daß bei den andern Völkern das nicht so ist, daß die in Roheit und Gedankenlosigkeit dahinleben. Die Ursache ist aber, daß wir Ägypter wissen, unser irdisches Leben ist nur etwas ganz Gleichgültiges und Unbedeutendes, und das eigentliche Leben ist das Leben nach dem Tode. Deshalb leben wir ja auch in Wirklichkeit mit allen Toten zusammen, die seit undenklichen Jahrtausenden in diesem Lande gelebt haben; wenn wir ihre Geister sehen könnten, dann würden wir sehen, daß auf jedem Zollbreit ägyptischer Erde ein Geist eines Verstorbenen sitzt."

Nachdem er das gesagt hatte, erfüllte er den Wunsch des Pantus. Er nahm ein kleines Bleiplättchen und schnitt es mit dem Messer in Herzform; dann ritzte er die Inschrift ein und

zeigte sie dem Jüngling; sie lautete: „Horion, Sohn des Serapus, mache, daß Nike, die Tochter des Apollonus sich verliebe in Pantus, den gebar Temestes; quäle Nike nächtlich so lange, bis sie selber zu Pantus kommt." Er schloß die Totenkammer auf und führte Pantus hinein; da lag ein Leichnam, es war Horion, der Sohn des Serapus. Der Leichenbestatter hatte schon die Eingeweide entfernt, das Gehirn herausgenommen und die Augen ausgehöhlt; nun war alles eingerieben mit Harzen, aber die Arbeit war noch nicht fertig, der Leichnam lag noch mit offener Leibeshöhle da, denn die Stoffe mußten erst eindringen und die Einreibungen noch wiederholt werden. Der Priester zündete ein Licht an und streute ein Pulver auf eine Blechschaufel, die hielt er über das Licht, und als der Rauch aufstieg, da wendete er in ihm das Bleitäfelchen herum, indem er dazu Beschwörungen murmelte. Neben der Leiche lagen schon bereit die Päckchen von Kräutern und Harzen, welche in den leeren Körper getan werden sollten; eines band er auf, legte das Bleitäfelchen hinein und band es wieder zu. „Dieses Päckchen wird das Herz des Horion werden," sagte er zu dem Jüngling. „In zwei Wochen wird die Leiche fertig zubereitet sein, der Sarg ist schon bereit, in den sie gelegt werden soll; dann kommt sie in ihr Grab. In zwei Wochen wird Horion die Nike quälen, wie du mich gebeten hast."

Pantus beugte die Stirn auf die Hand des Priesters, dieser segnete und entließ ihn.

Pantus ging auf sein Amt und machte seine Arbeit; er kam nicht in die Nähe von Nikes Haus, er hielt sich in seinem Hause, wenn er nicht auf seinem Amt war.

An einem Abend saß er am Fenster und sah auf die Ebene, von welcher das Dunkel hochstieg. Da klopfte es zaghaft an seine Tür; er rührte sich nicht und rief, der Klopfende solle

eintreten. Rike trat ein, sie schob sich durch die wenig geöffnete Tür, zog die Tür hinter sich zu, und stand nun da an der Wand, mit niedergeschlagenen Augen. Pantus gab keinen Laut von sich, er blickte auf die Ebene durch das Fenster. Nach einer Weile sagte Rike:

„Ich habe unrecht getan, daß ich deine Liebe von mir stieß. Du mußt mir verzeihen. Und vielleicht ist es so gewesen, daß meine Eltern nur nicht verstanden haben, wie es in mir war, und ich habe es auch nicht verstanden. Nun bist du die Wochen lang nicht bei meinem Vater gewesen. Das war klug von dir, denn dadurch hast du mich bezwungen. Zuerst dachte ich immer, du kommst noch; aber seit einer Woche dachte ich, nun liebst du mich nicht mehr."

Als sie das sagte: „Das war klug von dir," da lachte sie; aber als sie sagte: „Nun liebst du mich nicht mehr," da kamen ihr die Tränen. Pantus saß noch immer still und teilnahmslos am Fenster, ihre Tränen rannen, und sie blickte ihn flehend an.

„Vielleicht ist es wirklich so, daß du mich nicht mehr liebst?" fuhr sie nach einer Pause fort. „Du solltest doch nicht so hart sein. Sieh, ich bin ja auch hart gewesen, aber ich war es auch aus kindischem Unverstand, weil ich nichts von der Liebe wußte und von mir selber; aber du weißt doch, wie Liebe tut, und du weißt auch von mir und dir."

Noch immer schwieg Pantus. „Ist denn wirklich alles zu Ende?" fragte sie. „Sieh, auch wenn du mich nicht mehr liebst, ich bin doch schön, ich will dir eine gute Frau sein und will dir in allem gehorchen, könntest du mich nicht zum Weibe nehmen, und vielleicht käme die Liebe wieder? Ich weiß ja nicht, wie ich so sprechen kann, denn das ist nicht mädchenhaft, daß ich so spreche, aber es ist mir, als ob mich etwas zwingt." Als sie so gesprochen hatte, löste sie sich von der Wand und ging

auf ihn zu. Er stand auf und trat ihr gegenüber, da erhoben sie gleichzeitig ihre Arme, und Nike schmiegte sich an seine Brust und er umarmte sie.

Das geschah damals, nun ist auch das fast zweitausend Jahre her, und Pantus wie Nike sind lange verschwunden, die Leiche des Horion aber blieb, und in ihrer Brust lag ein bleiernes Täfelchen, in Herzform geschnitten, auf welchem der Zauber eingeritzt ist, der Nike an Pantus fesselte; und solange das Täfelchen in der Brust des Horion ruht, so lange wirkt der Zauber; er wirkt noch heute. Pantus und Nike sind verschwunden, aber die Liebe von Nike ist losgelöst von ihrem Körper, sie ist noch.

Das Bild

Ein Maler war zu sehr hohen Jahren gekommen und lebte so, daß er innerlich ganz allein war. Denn wenn wir jung sind, so leben wir wie ein Jüngling, der mit einer großen Gesellschaft von Freunden am Morgen aus der Stadt zieht, um die Höhe eines Berges zu erwandern, welcher eine weite Fernsicht hat. Die Sonne steigt, der Mittag naht, Einer und noch Einer bleiben zurück in einem Dorf am Wege, denn sie sind müde. Die Schar der Freunde wird immer geringer, immer mehr werden müde, zuletzt wandert der alte Mann allein seines Weges den Berg hinan, und wenn er oben angekommen ist, und nun alles in der Runde sieht, was er sich gedacht hat, als er auszog am Morgen, dann hat er niemanden um sich, dem er sprechen und zeigen kann.

Der Maler war zu so hohen Jahren gekommen, wie selten Menschen geschieht, deshalb mag er auch sonst einsam gewesen sein, denn nicht nur seine Jugendfreunde fehlten, er hat auch in den Zeiten vorher und nachher wenig Altersgenossen gehabt. Wir können aber nur von unsern Altersgenossen verstanden werden, und ein Mann, der sehr alt wird als Maler oder Dichter, versteht dann Bilder und Gedichte andrer alter Männer, die in den Zeiten vor ihm gelebt haben, die den übrigen Menschen stumm sind, und seine Werke müssen warten, bis nach ihm einmal wieder ein begabter Mann zum Hochalter gelangt, ehe sie von jemandem gehört werden.

In seiner Einsamkeit dachte sich der Mann ein Bild aus: eine Landschaft eines hohen Gebirges, mit verstreuten Hütten frommer Einsiedler. Er wollte eine weite Luft malen und einen unendlich scheinenden Raum, denn er fühlte eine Unendlichkeit in sich, er stellte sich die Einsiedler vor, uralte Männer, welche in Rufweite voneinander wohnten und sich doch nicht kannten, denn jedem waren die andern gleichgültig geworden; welche

in einem unendlichen Raum schwebten, unter sich ein weites Land hatten mit einem Fluß, dessen Windungen zum fernen Streifen des Meeres führen, und über sich den weiten Himmel, in welchem wie sie glaubten, die Götter thronen, ein Gott über dem andern: der Gott ihrer Kindheit, der Gott ihrer Jugend, ihres Mannesalters, ihrer Greisenjahre, und so ohne Ende ein Gott über dem andern in die Ewigkeit hinein.

Vor langen Jahren hatte der alte Maler eine Frau geliebt und Kinder gehabt, Söhne und Töchter. Er hatte die kleinen Kinder auf den Knien geschaukelt, dann waren da unversehens Jünglinge und Jungfrauen gewesen; sie waren ausgeflogen wie die flüggen Vögel aus dem Nest, es waren Familien der Kinder in der Nähe und der Weite gewesen, bei ihnen waren die Kinder groß gewachsen und ausgeflogen, die Alten blieben allein im Hause, und zuweilen kam Besuch von Jugend, die im Garten jubelte und auf den Treppen tobte. Denn auch die Enkel hatten ihre Nester gebaut und hatten Junge aufgezogen. Aber das alles lag nun weit hinter dem alten Mann. Er merkte wohl, daß die Jungen an sich dachten, und daß jedes Junge sich für das Wichtigste hielt, das es auf der Welt gab, weil denn immer alles wiederkehrte, denn die Liebe der jungen Leute war, wie die Liebe der Ahnen gewesen war. Zuweilen war auch da noch derselbe Baum, unter dem ein Pärchen am Abend sich traf, um zu flüstern, wie sich die Urgroßeltern getroffen hatten, und die Geburt des ersten Kindes war und Freude und Glück über die Geburt; auch Tod kam und rief ab, und alles glitt hin, gleichmäßig wie die Wellen eines Flusses, die sich heben und senken, in denen ein Funken aufblitzt, die von einem Wolkenschatten überflogen werden, die rauschen, spülen und gleiten unter nickenden Gräsern, ein Gras immer anders wie das andere und doch wieder gleich dem andern.

Nun malte der alte Mann also das Bild der Landschaft aus dem hohen Gebirge mit den verstreuten Hütten. Er wußte genau, wie man die Hütten verteilen mußte, damit der Eindruck von der Unendlichkeit des Raumes herauskam; er lachte vor sich hin, als er sich das dachte, denn man muß ein alter Mann werden, bis man einsieht, daß man dergleichen alles wissen kann. Ja, aber wenn man es weiß, dann ist man einsam, und was nützen einem dann die vielen gemalten Landschaften, die Bäume und Äcker auf den Bildern? Ein alter Mann kann alles, was er will; aber weshalb soll er noch wollen, wenn er alles kann?

Die jungen Leute kamen und betrachteten das Bild; auch ältere Leute kamen. Sie freuten sich und waren stolz auf den Ahnen, sie sprachen von der Luft und dem Licht, vom Raum und der Wirkung; der alte Mann wusch seine Pinsel. Er dachte, was die Jungen nicht denken konnten, was sie nicht verstanden hätten, wenn er es ihnen gesagt hätte; aber er hätte es auch noch nicht einmal sagen können. Es war wohl besser, zu schweigen und zu hören, und nickend zu tun, als stimme man mit den gesprochenen Meinungen überein. Denn jedes Alter hat ja seine Meinung, und das ist nun einmal so. Das ist aber auch nicht so wichtig, denn wenn man alt ist, so sind zehn Jahre, was für die jungen Leute zehn Wochen sind, da sieht man die Folge der Meinungen näher zusammen.

Der alte Mann sah auf sein Bild; da sah er, wie die Einsiedler in ihren Hütten saßen; sie dachten Gedanken, die er selber dachte; sie bekümmerten sich einer nicht um den andern; da blühten Blumen, welche er wollte, und ein Baum war, wie er ihn brauchte; denn hier im Zimmer war seine Brust beengt. Seine Brust war beengt, es umgaben ihn seine Nachkommen, junge und alte Leute, und sprachen von ihm und dem Bild mit hoher Verehrung. Aber sie waren ihm fremd, und was sie

sagten, das hatte er vor langen Jahren einmal gedacht; nun konnte er es nicht mehr denken, es war ihm gleichgültig.

So hob er den Fuß und ging; er ging in das Bild. Er trat auf den Weg, welcher durch die Landschaft führte, er ging hoch; da war eine Hütte, in welcher kein Einsiedler lebte; er öffnete die Tür und trat ein, dann schloß er die Tür wieder zu.

Die Leute, welche zugegen waren, standen in Stille und Ehrfurcht. Sie sahen, wie der Ahne seinen Fuß hob und in das Bild hineinging; sie sahen, wie er ganz klein war und den Weg hinaufschritt, und wie er die Tür der Hütte öffnete und wieder hinter sich schloß. Nun war er in dem Bild.

Sie wußten, daß er ein guter Mann gewesen war und sein Leben lang gearbeitet hatte, um Bilder zu malen, welche die Menschen erfreuten, daß er für seine Kinder und Kindeskinder gesorgt hatte und daß seine Gedanken nie bei ihm selber gewesen waren. Nun war er in das Bild gegangen und lebte unter den Heiligen, welche Zwiesprache halten mit sich.

Die Leute weihten seinen Arbeitsraum zu einer Erinnerungsstätte für ihn, sie hängten das Bild in ihm auf und verehrten es. Wenn einer der Nachkommen heiratete, dann brachte er seine junge Frau vor das Bild, in welchem der Ahn lebte, daß er sie anschaute, und wenn ein Kind geboren wurde, so wurde es vor das Bild gebracht, damit sein Segen übergehen sollte auf das Kind. In dem Bild lebte der alte Mann, schweigend und unsichtbar hinter der Tür der Hütte, in der Welt wanderten und irrten seine Nachkommen, sie stießen sich an Steine, fielen und standen wieder auf, und alle wußten, daß in dem Bild ihr Ahne lebte, der sie gesegnet hatte, als sie kleine Kinder gewesen waren.

Karma

Ein Knabe namens Karl war der einzige Sohn eines Maurers, der im Berliner Osten wohnte. Der Maurer war ein ordentlicher Mensch, der wohl viel für sich verbrauchte, denn er war ein kräftiger Mann und frühstückte gern tüchtig, trank sein Bier und rauchte seine Zigarre; aber er gab doch der Frau Miete und Wirtschaftsgeld und duldete nicht, daß sie Aufwartungen annahm, wie so viele Maurerfrauen, die vom Mann am Sonnabend keinen Pfennig erhalten und die Familie durch ihre Arbeit durchbringen müssen. Die Mutter war eine gutmütige Frau, die wohl etwas gern in der Nachbarschaft schwatzte und das Geld nicht sehr gut einteilte, denn sie kaufte manches Überflüssige; aber der Mann paßte auf, schimpfte auch wohl, und sie hielt doch Stube und Küche sauber, kochte das Essen für die Familie, brachte ihrem Mann sein Mittag auch im Henkeltopf auf den Bau, und wenn der Anzug des Knaben schadhaft wurde, so flickte sie und stopfte.

Karl war etwa zwölf Jahre alt geworden. Der Vater hatte ihm, wie er noch ganz klein gewesen war, Klötzchen vom Bau mitgebracht, mit denen er auf der Stubendiele Häuser baute mit Läden, hochherrschaftlichen Wohnungen, Aufzug und Gartenhaus; am Sonntag nachmittag gingen die Eltern spazieren und nahmen den Knaben mit, da zeigte der Vater die prächtigen Neubauten, an denen er geschuftet hatte, wie er sich ausdrückte, mit Vorgarten und vergoldetem Gitter, prunkenden Stuckverzierungen und glänzenden Spiegelscheiben. Vom Innern erzählte der Vater: da war Zentralheizung und Stabfußboden; die Treppenstufen waren aus weißem Marmor, die Treppenfenster mit Glasmalerei, das Stiegengeländer aus poliertem Eichenholz mit geschnitzten Löwenköpfen am Ende; die Löwenköpfe kamen von einer andern Fabrik, als die war, welche die Stiegengeländer lieferte; sie beschäftigte fünfunddreißig Ar-

beiter, und jeder Arbeiter schnitzte seinen Kopf genau so wie der andere, auf den Millimeter, so daß die Stücke immer aufs Haar an die Stiegengeländer paßten und keine Nacharbeit nötig war.

Als der Krieg erklärt wurde, bekam der Vater den Gestellungsbefehl. Er sagte, nun gelte es den Kampf gegen den Zarismus und den völkerverwüstenden englischen Kapitalismus. Von der Kaserne aus zog sein Regiment zum Bahnhof. Alle Soldaten hatten Blumensträuße im Gewehrlauf stecken. Karl ging mit seiner Mutter neben dem Vater her; der Vater war der äußerste in seiner Reihe und hatte Karl an der Hand. Die Soldaten sangen: „Die Vöglein im Walde, die singen gar zu schön; in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn." Auf dem Bahnhof wollte die Mutter weinen, der Vater sagte leise zu ihr: „Beherrsche dich," dann hob er Karl vor sich hoch und küßte ihn mit feuchtem Bart auf den Mund, küßte die Mutter, und seitdem sah ihn Karl nicht mehr.

Die Leute im Haus sprachen von der Kriegsunterstützung, und daß nun manche Frau vorwärts kam, namentlich, wenn sie viele Kinder hatte. Von einer Frau wurde erzählt, die hatte sich zwei Zimmerpalmen und eine Plüschgarnitur gekauft. Die Mutter sagte, es lohne sich nicht, für sie zwei allein zu kochen, sie kaufte Kuchen und brühte dazu Kaffee auf, zuweilen holte sie auch eine große Schüssel Schlagsahne. Dann nahm sie eine Stelle als Zeitungsverkäuferin; sie sagte, daß sie die paar Groschen mitnehmen müsse, denn es sei alles so teuer, und die Nachbarin, deren Mann in der ersten Schlacht gefallen war, hatte sich eine goldene Uhr gekauft. Karl mußte mit Schnürsenkeln handeln. Er ging in die feinen Wirtschaften, wo die vornehmen Herrn mit ihren Mädchen saßen und bot seine Ware an. Wenn ihn die Kellner sahen, so jagten sie ihn hinaus; aber er wußte

es so einzurichten, daß sie ihn meistens nicht merkten, und später wurde er frech, wenn sie ihn bedrohten. In den Wirtschaften sah er Herren, die hatten das Geld lose in der Tasche. Sie griffen eine Handvoll, warfen sie auf den Tisch und schoben dem Kellner zu, was sie schuldig waren, mit einem großen Trinkgeld. Einmal rollten einem die Markstücke auf die Erde. Er kniete schnell nieder, rutschte und suchte auf, das Mädchen lachte laut, der Herr lachte auch, der Kellner schimpfte; der Herr sagte, er solle das Geld behalten. Das Mädchen war früher in Karls Straße Dienstmädchen gewesen, er hatte sie gesehen, wie sie beim Kaufmann an der Ecke einholen ging, nun war sie eine feine Dame und hatte einen ganz großen Hut mit echten Straußfedern.

Die Mutter fand Arbeit in einer Fabrik, die gut bezahlt wurde. Sie kaufte eine neue Zimmereinrichtung auf Abzahlung, die alte verkaufte sie, und für das Geld machte sie mit Karl an einem Sonnabend und Sonntag eine Reise, wo sie in einem teuren Hotel schliefen und viel bezahlten. Sie reisten in eine andere große Stadt, wo die Tante wohnte. Am Nachmittag ging die Mutter mit Karl, der Tante und deren Kindern in ein teures Kino auf den ersten Platz und bezahlte für alle. Wenn Karl aus der Schule kam, so war er jetzt allein in der Wohnung. Nun wollte er sich ein Schiff machen. Er arbeitete an dem guten neuen Tisch und verschrammte ihn ganz. Die Mutter wurde böse und schlug ihn, das tat aber nicht weh; nur durfte er jetzt nicht in der Wohnung sein, wenn sie nicht zu Hause war, sondern er mußte nach der Schule auf der Straße bleiben.

Auf der Straße lernte er einen andern Jungen kennen, der etwas älter war, der rauchte schon und trank Wein. Wie Karl sich darüber wunderte, woher er das Geld nehme, da sagte er,

das hole er sich. An einem Abend zeigte er ihm einen Zigarrenladen, der ganz leer war; in der Ecke saß der Besitzer und las die Zeitung. Er zeigte ihm, wie sie beide hineingehen wollten; Karl sollte dann mit einem Griff, den er ihm vormachte, die Ladenkasse herausziehen, die in der Mitte unter dem Tresen war, wie man deutlich sehen konnte, dann sollte er mit der Kasse fortlaufen. Wenn der Händler ihm nachlief, so wollte der andere ihm ein Bein stellen, daß er hinfiel, und dann nach der entgegengesetzten Seite ausreißen. Sie taten nach der Verabredung und wurden wirklich nicht erwischt. Nachdem sie lange gelaufen waren, trafen sie sich an einem verabredeten Ort und teilten sich den Raub. Auf Karl fielen fast fünfzig Mark.

Als am andern Abend die Mutter nach Hause kam, wartete Karl im Hausflur auf sie und ging gleich mit ihr nach oben, was er seit Wochen nicht mehr getan hatte. Sie sagte zu ihm: „Was hast du denn, daß du dich heute einmal nicht herumtreiben willst, wie es deine Gewohnheit ist?" Er antwortete ihr nicht, nahm ihr den Schlüssel aus der Hand, öffnete dienstbeflissen die Gangtür, steckte die Lampe an und entzündete das Feuer, und war so eifrig und gefällig, daß die Mutter fast gar nicht schimpfte. Aber wie die beiden ihr Lendenstück mit Bratkartoffeln aßen, da klingelte es mit einem Male. Karl erschrak, die Mutter ging zur Tür, sah durch das Guckloch, öffnete, da trat der Wachtmeister herein. Karl wollte sich erst unter dem Küchentisch verkriechen, aber dann bedachte er, daß das nichts nutzte; er steckte die Hände in die Hosentaschen und sah den eintretenden Wachtmeister frech an. Der gab ihm gleich eine Ohrfeige, daß er heulend in die Ecke flog, dann fragte er: „Wo hast du das Geld?" Karl griff in die Tasche und warf dem Wachtmeister das Geld vor die Füße, daß es in der Küche umherrollte. Die Mutter stand fassungslos daneben, sie wollte

auf den Wachtmeister einschimpfen, dann besann sie sich, nahm die Arme zurück, die sie in die Seiten gestemmt hatte, und packte Karl in die Haare. „Das ist Männerarbeit," sagte der Wachtmeister und griff Karl. Die Mutter gab ihm einen Stock, der da stand, mit dem sie den guten neuen Teppich in der Stube ausklopfte, und nun zog der Wachtmeister Karl über und schlug aus Leibeskräften auf ihn ein. Karl biß sich auf die Lippen und muckte nicht, aber wie der Wachtmeister immer unbarmherziger schlug, da brüllte er los. Der Wachtmeister schlug, bis er nicht mehr konnte, die Mutter stand daneben und schrie, er solle fester schlagen, zuletzt warf er den Jungen zur Erde. Der wälzte sich noch schreiend, dann stand er auf, steckte die Hände in die Hosentaschen, und unter Weinen, schluckend und in wütender Scham rief er dem Wachtmeister ins Gesicht: „Machen Sie, daß der Krieg aufhört und holen Sie meinen Vater zurück, dann bin ich wieder gut."

Der Wachtmeister wurde betroffen. Er fuhr sich mit der Hand zwischen Hals und Binde. Die Mutter hatte inzwischen das Geld gesammelt und auf den Tisch gelegt, der Wachtmeister zählte es; Karl mußte Tinte und Feder holen, der Wachtmeister schrieb etwas auf, verzeichnete auch den Geldbetrag, tat dann das Geld in Papier und steckte es in eine besondere Tasche. Zum Abschied gab der Wachtmeister der Frau die Hand und sagte: „Ja, der Krieg bringt manches Unheil." Dann ging er.

Wie Karl am andern Tag in die Schule kam und sich an seinen Platz setzte, da rückten die andern von ihm fort, so daß er allein saß. Er tat, als merke er nichts, nahm ein Buch und las; dabei steckte er die eine Hand in die Tasche und pfiff. Der Klassenerste verbot ihm das und schrieb seinen Namen auf die Tafel. Da stürzte er auf den Jungen mit den Fäusten zu und schlug auf ihn ein; der andere wehrte sich, und indem sie auf

der Erde herumkugelten, trat der Lehrer ins Schulzimmer. Als der sah, wer die beiden waren, befahl er ihnen kurz, sich zu setzen; er strafte nicht, sagte auch nichts weiter und begann seine Stunde.

Nun folgte nacheinander alles: eine Vernehmung beim Rektor, bei der Polizei. Ein Mann kam, der sagte, er sei Jugendpfleger und sei eingesetzt, um Karl zu raten und zu helfen. Er setzte sich und sprach ruhig und sanft zu Karl. Er sagte, Karl habe etwas Schlechtes getan, aber er sei sich selber überlassen gewesen, er habe auch nicht recht gewußt, was er tat. Er sagte, daß wohl die meisten Menschen etwas Schlechtes tun würden, wenn sie in solchen Verhältnissen lebten, wie Karl. Die Mutter weinte und sagte, sie habe es an Ermahnungen nicht fehlen lassen, sie habe auch gestraft. Der Pfleger antwortete, mit Ermahnungen und Strafen nütze man nichts, wir müßten wissen, daß wir alle schlecht sind. Er selber habe einmal gestohlen als Knabe, und wenn man ihn dabei ertappt hätte und hätte ihn gestraft, dann hätte man ihn nur verstockt gemacht. Er habe sich damals seiner Tat geschämt, wie sich auch Karl seiner Tat geschämt habe; das wisse er, daß Karl sich geschämt habe; und dann sei da ein Erwachsener gewesen, der habe sich seiner angenommen und habe ihm alles gesagt, wie man sein müsse, und dann habe er sich immer bemüht, besser zu werden. Der Pfleger war ein feiner Mann, er war wohl ganz einfach angezogen, aber man merkte doch, daß er fein war, und das war merkwürdig, daß der in seiner Jugend auch einmal gestohlen hatte. Karl trat vor ihn hin und sagte, wenn das wahr sei, daß der Pfleger auch einmal so etwas getan habe, so wolle er so ein Mann werden wie der Pfleger, und darauf wolle er ihm die Hand geben.

Nun verabredete der Pfleger mit Karl, daß Karl ihn besuchen

solle, damit sie sich gegenseitig etwas erzählten. So kam denn Karl zu dem Herrn; der wohnte ganz für sich allein, denn er war nicht verheiratet, und wohnte auch in einem Hinterhaus, und ganz oben, vier Treppen hoch wohnte er. Er hatte auch eine Stube, Kammer und Küche, wie Karls Mutter, und in der Küche kochte er sich selber. Er hatte viele Bücher, die standen an den Wänden auf Bücherbrettern. Er nahm einen dicken Band heraus, in dem waren allerhand Tiere abgezeichnet, die zeigte er Karl und erklärte sie ihm. Karl erzählte ihm, daß er schon im Zoologischen gewesen war, damals, wie der Vater noch zu Hause war, und da hatte er auf dem Kamel gesessen, das hatte fünf Pfennige gekostet. Dann erzählte er, daß er Maurer werden wollte, und Sonntags wollte er dann immer mit seinen Kindern ins Kino gehen.

Der Postbote kam und brachte eine Vorladung vor das Gericht. Er unterschrieb einen Schein, daß er sie der Mutter abgegeben hatte. Karl mußte seinen Sonntagsanzug anziehen, die Mutter kaufte ihm eine neue Binde und einen neuen steifen Hut, wie ihn ein Herr hat; sie nahm ihn an die Hand und fuhr mit ihm aufs Gericht. Da waren viele lange Gänge, mit Türen an beiden Seiten. Sie fragten die Beamten und suchten lange, bis sie die Tür fanden, vor der sie warten mußten. Da standen sie, der Pfleger kam auch, gab Karl die Hand und sprach ihm Mut ein. Aus der Tür kam ein junger Mensch, der weinte und schluchzte, daß sein ganzer Körper schütterte; ein Mädchen hatte seinen Arm gefaßt und sprach eifrig tröstend auf ihn ein, er schüttelte sie ab. Hinter den beiden kamen ein älterer Mann und eine Frau, mit sehr ernstem Gesicht, mit etwas verlegenem Ausdruck. Nun gingen andere Leute in das Zimmer. Man sah, daß sie sich fürchteten.

Karl blickte auf seine Mutter und auf den Pfleger. Die

Mutter wischte sich die Augen und sagte: „Wenn das sein Vater wüßte, die Schande! Dem darf ich das nicht schreiben, der schlägt dich tot.“ Dann sagte sie, daß sie aus einer ordentlichen Familie stamme; sie wußte gar nicht, was das Gericht war; und von seinem Vater hatte er es auch nicht geerbt. Der Pfleger sprach, er solle Mut haben; wenn er gut sein wolle, dann würden ihm die Herren verzeihen. So gingen denn die drei in das Zimmer. Da saßen die Richter in schwarzem Gewand hinter einem langen Tisch. Der mittlere Richter rief Karl vor sich und sprach zu ihm. Er sprach freundlich und gut, wie der Pfleger. Dann durften sie alle drei wieder gehen.

Nun wollte es Karl nicht wieder tun, das nahm er sich fest vor. Aber er tat es doch wieder. Es war in einem Grünkramladen, der stand ganz leer; Karl ging vorbei und dachte, daß ihn niemand sehen werde; so lief er schnell hinein; das Geld lag in einem Körbchen unter dem Tresen; er tat einen Griff in das Körbchen und lief fort. Es lief jemand hinter ihm her und schrie, aber Karl war schneller; nachher liefen noch andere Leute, aber da schrie er selber, als laufe er hinter dem Dieb her; nun kam eine allgemeine Aufregung, in der entwischte er in einen Hauseingang. Er ging langsam die Treppen hoch bis nach oben, dann ging er langsam wieder hinunter, da war alles auf der Straße wie sonst, und er ging ruhig nach Hause.

Er besuchte den Pfleger nicht wieder. Der kam und fragte ihn, weshalb er ausgeblieben sei. Er schämte sich und antwortete frech. Der Pfleger faßte seine Hand und fragte ihn, ob er wieder etwas Schlechtes getan habe; da riß er sich los, lief in die Ecke der Küche und weinte.

Nun wurde aber der Pfleger selber gefangen gesetzt. Er hatte gegen den Krieg geschrieben. Dann kam ein Brief, daß der Vater gefallen sei. So ging der Krieg weiter, die Jahre ver-

flossen, Karl wurde wieder gefaßt, er kam ins Gefängnis, dann kam er wieder heraus. Die Revolution war. Karl fand ein Mädchen, eine tüchtige Person, die gut verdiente.

Es kamen die vielen Volksversammlungen, in denen das Volk aufgeklärt wurde, wie es bisher immer betrogen war. Es wurde für die rote Garde geworben, da konnte man gut verdienen. Karl ließ sich anwerben.

Nun hatten sie eine Druckerei besetzt. Es hieß, daß weiße Garde im Anzug sei. Karl hatte Angst; aber andere waren, die wurden wie verzückt und sagten, die weiße Garde, das seien auch ihre Brüder, sie wollten ihnen ohne Waffen entgegengehen und ihnen die Hände reichen. Nun schlug eine Granate ein, alle warfen sich auf die Erde. Dann wurde gestürmt. Aber Karl rief seinen Leuten zu, wer sich alles gefallen lasse, der sei ein Hundsfott; er kehrte seinen Karabiner um und schlug darauf los. Mit einemmal stand er auf der Straße, die war ganz leer, aber er sah plötzlich, daß sie am andern Ende abgesperrt war. Da war gegenüber ein Haus, dessen Tür stand offen. Er ging in das Haus und stieg die Treppe hoch. Beim obersten Stockwerk machte er halt und klingelte. Ein alter Herr öffnete ihm und ließ ihn ein.

Wie er sah, daß viele Bücher im Zimmer waren und daß ihn der alte Herr verwundert anblickte, da merkte er, daß er ganz blutbedeckt war. Er sagte zu dem alten Herrn: „Aus mir hat nichts anderes werden können; wenn ich so geboren wäre wie Sie, dann wäre ich auch ein ordentlicher Mensch geworden."

Der Gelehrte sagte: „Stelle dein Gewehr hin." Er stellte das Gewehr an eine Tischkante; er stellte es hin, wie das ein Mensch tut, der keine kräftigen und bewußten Bewegungen macht; es drehte sich und glitt ab; er griff nach ihm.

✿

Karl war der Sohn eines Oberlehrers an einem Gymnasium. Der Vater war ein ordentlicher Mann in seinem Beruf, der im allgemeinen seine Pflicht tat und seine Klasse meistens ans Ziel brachte. Er war Vorsitzender des konservativen Wahlvereins seines Ortes und wirkte für den Flottenverein. Seine Mutter war eine sehr gebildete Frau, die eine besondere Liebe für das neuere Schrifttum hatte und die neuerscheinenden Bücher, von welchen allgemein gesprochen wurde, immer als eine der ersten aus der Leihbibliothek las. Schon wie Karl ganz klein war, hatte er am liebsten abgebrannte Streichhölzer in der Waschschüssel schwimmen lassen, und als Zwölfjähriger versuchte er, sich ein Modell eines großen Kriegsschiffes zu bauen.

Die Mutter fand, daß sich eine dichterische Begabung in ihm entwickelte. Der Vater zweifelte wohl die weibliche Übertreibung an, aber auch er fand, daß Karl sich sehr geläufig und klar im deutschen Aufsatz ausdrücken konnte. Er war durch seinen politischen Stammtisch mit dem Schriftleiter der größten Zeitung der Stadt bekannt, und nach der Kenntnis, welche er durch diesen vom Beruf des Journalisten bekommen hatte, war er nicht abgeneigt, seinem Sohn zu erlauben, daß er sich dem Dienst der Presse widmete, wenn er Lust dazu spüren sollte, denn auch hier konnte man ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden.

Karl durchlief schnell die Klassen, er war ein sehr begabter Knabe, und ohne daß er sich anstrengte in häuslichem Fleiß, war er immer unter den ersten Schülern. Noch auf der Schule verfaßte er ein Bändchen Gedichte, die formvollendet und von edlem Inhalt waren. Der Vater hielt es erzieherisch nicht für richtig, seine Erlaubnis zur Herausgabe zu geben, allein die Mutter bat ihn so lange, bis er einwilligte. Das Bändchen wurde in der Druckerei der Zeitung gedruckt, welche der Freund

leitete; der Herr schrieb selber einen sehr anerkennenden Aufsatz über den begabten jungen Mann, der außer in dem heimatlichen Blatt noch in einer größeren Zeitung einer andern Stadt erschien, und es wurden fast zweihundert Bücher verkauft, so daß die Kosten des Drucks gedeckt waren und sogar noch ein kleiner Gewinn übrigblieb. Für diesen kaufte sich Karl die Volksausgabe von Nietzsches Schriften.

Es lebte in der Stadt eine Frau, welche in den guten Häusern die Leichen wusch und außerdem einen Handel mit Flaschenbier und mit Kränzen für die Beerdigungen hatte. Sie hatte eine einzige Tochter von ihrem Mann, der nach Amerika gegangen war. Diese war ein sehr hübsches, üppiges und frühreifes Mädchen, das mit den Schülern der höheren Klassen allerhand Beziehungen unterhielt. Außer ihren bekannten Geschäften betrieb die Mutter noch ein heimliches; sie hatte ein Zimmerchen hinter ihrem Kranzladen, das auf den Hof hinausging; hier versammelte sich an gewissen Abenden eine Schülerverbindung.

Karl hatte ein Liebesverhältnis mit dem Mädchen. Es war unter den Schülern allgemein bekannt, daß sie eine Dirne war, und Karl hatte sein Liebesverhältnis auch mit ihr als einer Dirne angefangen, denn zwei seiner Bekannten hatten gleichzeitig eine Beziehung zu ihr. Aber dann überkam ihn eine heftige Liebe, und er wollte sie ausschließlich besitzen. Er sagte sich, daß sie durch die Liebe geheiligt sei, daß er kein Recht hatte, ihr frühere Verfehlungen vorzuwerfen, und daß sie sittlich höher stand wie er. Er beredete sie, mit ihm zu fliehen. Sie verlangte, daß er ihr zwei Pfund Zuckerzeug kaufe und einen Hut, welcher im Schaufenster der ersten Putzmacherin der Stadt stand; er entwendete aus der Wirtschaftskasse der Mutter das Geld für das Zuckerzeug, den Hut und die Reise und fuhr mit dem

Mädchen fort in die Hauptstadt des Landes. Von hier aus richtete er einen Brief an seinen Vater, er möge ihm die Heiratserlaubnis geben, denn er wolle das Mädchen zur Frau nehmen.

Der Vater schrieb an die Polizei der Hauptstadt. Karl wurde seinem Vater überliefert, das Mädchen kam vor Gericht und wurde dann in Zwangserziehung gegeben. Als Karl im Polizeigefängnis wartete, von wo ihn der Vater abholen sollte, um ihn wieder nach Hause zu bringen, machte er einen Selbstmordversuch. Man hatte vergessen, seine Kleider nachzusehen, und er hatte eine Pistole, wie sie ältere Knaben oft haben, in ihnen versteckt. Der Aufseher sagte dem erschrockenen Vater, der Versuch sei nicht ernsthaft gewesen, die Kugel hatte auch nur leicht die Haut geschrammt.

Als er zurückkam, weinte seine Mutter, indessen er trotzig in der Ecke saß. Sie hatte seine Gedichte in Ganzleder binden lassen, mit Goldschnitt und mit kostbarer Verzierung der Einbanddecken. Der Band lag immer auf dem Tisch im Salon vor dem Sofa in Jugendstil mit Umbau. Sie nahm ihn und gab ihn Karl mit Tränen, damit er für sie selber noch ein Gedicht hineinschreibe, welches sein neues Erlebnis behandelte.

Während dieses alles geschah, war immer der Krieg gewesen; da der Vater nicht eingezogen wurde, so hatten die Geschehnisse auf die Familie keine sehr tiefe Wirkung ausgeübt; nur klagte der Vater oft über die Last der Arbeit, welche verursacht wurde durch das Fehlen der Amtsgenossen. Die durften nun draußen ein freies Leben führen, indessen er an seinen Beruf angeschmiedet war. Nun kam die Revolution; und gleich in ihrer ersten Zeit war in der Stadt eine starke spartakistische Bewegung.

Ein Schriftsteller von russischer oder polnischer Abstammung,

einige sagten auch, er sei eigentlich französischer Herkunft und nur in Rußland erzogen, kam in die Stadt und leitete allerhand, das nicht recht klar wurde. Karl lernte ihn kennen. Er war ein Mann von etwa Mitte der Zwanzig, klein, still und blaß, mit gebräunten Fingerspitzen vom beständigen Zigarettenrauchen.

Karl saß mit ihm zusammen und hörte auf seine Erzählungen und Auseinandersetzungen. Der Fremde war einmal vermögend gewesen, der ältere Bruder hatte ihm sein Geld mit List abgenommen. Auf Karls erstaunte Frage antwortete er: „Was soll man tun? Das ist nicht so wichtig." Er entwickelte Karl seine Ansichten. Für ihn waren sie die allein sittlichen, mochten andere über sie denken, was sie wollten. Der Fremde war, außer daß er starker Raucher war, gänzlich bedürfnislos, aber er brauchte trotzdem viel Geld. „Ich kann nicht rechnen," sagte er, „das ist so langweilig."

Der Vater sagte, Karl sei ein Idealist, aber das Leben erfordere den Realisten, es brauche den Mann, der fest auf seinen Füßen in der Wirklichkeit steht. Karl hielt ihn für einen Spießer, seine Mutter hielt er für albern.

Das Proletariat nahm in der Stadt die Regierung in die Hand. Die Bourgeoisie mußte ihre Waffen abgeben, das Proletariat wurde bewaffnet. Karl trat in die Reihen des kämpfenden Proletariats. Regierungstruppen kamen, das Proletariat wurde zurückgetrieben.

Karl befand sich mit einigen andern Genossen in einer alten Straße und war abgeschnitten. Jeder suchte sich zu retten, wie es ging. Karl wußte von einem alten Haus mit mehreren hintereinanderliegenden Höfen, das Raum zum Verstecken bot. Er ging durch den Durchgang bis zum äußersten Hof; da führte eine Treppe nach oben; er folgte ihr, ging an Türschildern vorbei mit Proletariernamen. Auf dem obersten Absatz fand er die

Tür offen. Er trat ein und sah einen alten Herrn, der vor einem Schreibtisch saß. Der alte Herr blickte ihn verwundert an, er schaute an sich nieder und sah plötzlich, daß er blutbefleckt war.

Mit einer wunderlichen Schnelligkeit zog sein Leben vor seinem geistigen Auge vorbei, es wurde ihm plötzlich alles klar, das bis dahin rein triebhaft gewesen war. Er sagte, wie entschuldigend, obwohl der alte Herr ihn noch gar nicht angeredet hatte: „Bei meiner Beanlagung paßte ich nicht in die kleinbürgerlichen Verhältnisse. Ich hätte geboren werden müssen, wo ich mich frei entwickeln konnte, wo ich frühzeitig einen Einfluß auf die Geschicke hatte.“ Mit diesen Worten stellte er sein Gewehr an den Schreibtisch. Er stellte es hin, wie das ein Mensch tut, der keine kräftigen und bewußten Bewegungen macht; es drehte sich und glitt ab; er griff nach ihm.



Karl war der Sohn eines regierenden Fürsten. Sein Vater pflegte zu sagen: „Die Hauptpflicht des Fürsten ist die pünktliche und gewissenhafte Erledigung der Regierungsgeschäfte. Ich lasse mir täglich Vortrag halten. Bei den meisten Sachen treffe ich meine Entscheidung sofort; bei verwickelten Dingen fordere ich die Akten ein, ich habe es mir aber zum Gesetz gemacht, einen Akt nie länger als drei Tage im Hause zu behalten. Den Gummistempel an Stelle der eigenhändigen Unterschrift zu benutzen, halte ich nicht für richtig. Ich bin der Ansicht, daß der Untertan das Recht hat, die wirkliche Unterschrift seines Herrschers zu bekommen.“ Die Fürstin lebte der Menschenliebe und Wohltätigkeit. Sie hatte Säuglingsheime begründet, wo die Kinder in weißen Betten lagen, in weißgestrichenen lichten Zimmern mit Linoleumbelag; im großen Saal

war ein runder Tisch mit Aushöhlungen von der Größe, daß immer ein Kind in die Aushöhlung gelegt werden konnte; rundum gingen einhundertundfünfzig solcher Aushöhlungen; jede hatte ihre Zahl, in sie wurde für die tägliche Untersuchung durch den leitenden Arzt das Kind gelegt, an dessen Bettchen dieselbe Zahl sich befand; der Arzt stand, und vor ihm drehte sich der Tisch langsam um seine Achse, so daß jedes der Kinder an ihm vorbeigedreht wurde.

Der Weltkrieg kam. Der Fürst wurde in ihn hineingezogen, Karl erhielt eine Heeresabteilung. Sein untergebener Heerführer war grob und ließ ihm wenig Einfluß. Wenn er etwas wissen wollte, das geschah, so sagte ihm der Heerführer: „Königliche Hoheit entschuldigen, das ist Sache der Heeresleitung."

Nach einiger Zeit, als die älteren Offiziere zum Teil verschwunden waren und durch neue Offiziere ersetzt wurden, von denen viele aus bürgerlichen Berufen stammten, wurde der Krieg interessanter. Ein Major war im Frieden Theaterdirektor. Karl freundete sich mit ihm an, die beiden beschlossen, für die Truppen Theateraufführungen zu veranstalten. Der Heerführer hatte nichts gegen den Plan einzuwenden, und so suchte denn Karl mit dem Major die Stücke zusammen, die man aufführen wollte. Der Major machte seine Vorschläge, er kannte ja das Theater und war Fachmann. Karl beteiligte sich sehr eifrig, indem er den Proben beiwohnte, Darsteller frei bat, welche man brauchte, und vermittelte, daß man das Nötige an Einrichtungen vom heimatlichen Hoftheater bekam. Die Bühne war die moralische Bildungsanstalt des Volkes, und im Heer hatte man den tüchtigsten Teil des Volkes, seinen Kern, zur Verfügung; man mußte die Zeit ausnützen. Der Major meinte zwar, am liebsten sähen die Leute die mehr leichten Sachen, wie das „Weiße Rößl" und ähnliches, aber Karl

setzte es doch durch, daß auch die „Braut von Messina" aufgeführt wurde. Beide Stücke gefielen den Zuschauern. Die Schauspieler waren reizende Menschen, Karl aß zuletzt mit ihnen zusammen, denn ihre Gesellschaft war viel geistreicher, wie die Gesellschaft der Offiziere. Er bemerkte dabei, daß man ihm immer besseres Essen gegeben hatte, wie den Leuten. Das war ihm nicht lieb, er wollte nichts vor dem Mann aus dem Volke voraushaben; alle waren in diesem Krieg Kameraden; er gab deshalb Befehl, daß man ihm Essen aus der Mannschaftsküche bringen solle. Der Leibarzt mußte ihm erst nachdrücklich klarmachen, daß er seine Gesundheit durch die ungewohnte Art Nahrung aufs Spiel setzte.

Die Darstellerin der Beatrice war ein heiteres und liebenswürdiges Mädchen; sie steckte voller Possen und Übermut; sie machte einen Erhängten; ein junges Mädchen, das einen jungen Mann liebt und ihn dazu bringen will, daß er sich in sie verliebt; einen, der seiner Wirtin die Miete schuldig bleibt und einen Dienstmann, der mit seinem Lohn unzufrieden ist. Auch auf der Bühne war sie ausgezeichnet. Ihre tiefste Wirkung aber übte sie bei der Hauptprobe aus, als sie völlig geschminkt war und ihre Tracht anhatte. In der Szene mit Don Manuel, welche dem Zusammenbruch vorhergeht, in welcher die Süßigkeit der Liebe schon unbewußt unter dem Grauen des Kommenden steht, machte sie auf Karl einen Eindruck, der unbeschreiblich war. Sie sprach:

Du bist's. Ich habe dich wieder — Grausamer!
Du hast mich lange, lange schmachten lassen,
Der Furcht und allen Schrecknissen zum Raub
Dahin gegeben — —

Karl war es klar, daß er sie liebte; es war ihm auch gleichzeitig klar, daß sie schon längst ihn wieder liebte.

Der Heerführer schickte die Schauspieler kurzerhand fort und machte ihm in verdrießlichem Ton Vorhaltungen, er dulde keine Weiberwirtschaft in seinem Quartier, dergleichen untergrabe die Disziplin. Karl erwiderte ihm erregt, er habe durch die Geliebte zum erstenmal einen Inhalt für sein Leben gefunden. Der Heerführer sagte, er habe keine Kleinkinderbewahranstalt und schlug im Hinausgehen die Tür hinter sich zu.

Nun kam das Friedensangebot und der Rückzug. Der Heerführer sagte Karl, er sei in der Hauptstadt nötig und solle der Truppe vorausfahren. Karl fuhr voraus; er kam am Abend in der Stadt an, das Auto wartete auf ihn nnd er fuhr gleich ins Schloß.

Es folgten die bangen Zeiten, wo jeder fühlte, daß die Revolution nahte und niemand wußte, wie ihr begegnet werden sollte. An einem Abend hörte man Schüsse in der Nähe. Karl stand in irgendeinem Zimmer des Schlosses, an dessen Wänden merkwürdig viele Bücher waren. Ein alter weißhaariger Mann, wie ein Gelehrter, trat ungestüm in das Zimmer und rief: „Es droht Gefahr, vertrauen Hoheit sich mir an." Er hatte einen Karabiner, den er Karl in die Hand gab.

Karl sah ihn nachdenklich an. Dann sagte er: „Mein Vater und ich werden für den Krieg verantwortlich gemacht. Wir sind unschuldig. Aber unsre Zustände waren zu verwickelt, als daß ein einzelner sie noch überschauen konnte. Ich habe immer nur eine Sehnsucht in meinem Leben gehabt: ich möchte in kleinen Verhältnissen geboren sein, vielleicht als der Sohn eines Lehrers, ja, vielleicht als der Sohn eines Arbeiters: nur in Verhältnissen, die ein Mensch noch überschauen kann. Ich hätte schon in die Höhe kommen wollen, ja, ich wäre in die Höhe gekommen. So muß ich nun meine Schritte bergab leiten."

Als er so gesprochen, stellte er das Gewehr an einen Tisch. Er stellte es hin, wie das ein Mensch tut, der keine kräftigen und bewußten Bewegungen macht; es drehte sich und glitt ab; er griff nach ihm.

Und wie seine Finger den Lauf umschlossen, da merkte er, daß er der Sohn des Maurers war und ein verfolgter Spartakist war und im Zimmer eines alten Herrn stand, in das er sich gerettet hatte; und er war der Sohn eines Oberlehrers gewesen und der Sohn eines Fürsten, und hatte die beiden Leben durchlebt in dem Augenblick, der verfloß von dem Punkt, wo er die Hand ausgestreckt hatte zu seinem Gewehr bis zu dem Punkt, wo seine Hand den Lauf umfaßte.

Der alte Mann sah ihn ernst an. Er senkte beschämt die Augen.

Die Erscheinung

Ein französischer Parlamentsrat namens de Luynes, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte, hatte einen großen Prozeß zu bearbeiten gehabt, während dessen ihm ernste Zweifel an sich und seinem Beruf gekommen waren; er nahm Urlaub und reiste auf ein Gut, welches er von seinen Eltern ererbt hatte, um in der Stille seinen neuen Gedanken nachhängen zu können. Sein erstes Nachtlager hatte er in einem kleinen Städtchen in einem Wirtshaus von der Art, wie sie damals waren.

Es haben seitdem sehr starke gesellschaftliche Verschiebungen stattgefunden, und wenn wir die Lage richtig verstehen wollen, dann müssen wir uns die damaligen Verhältnisse klarmachen. Ein Rechtsgelehrter gehört heute gesellschaftlich zum Mittelstand, und es ist anzunehmen, daß er geistig wie seelisch entsprechend mittlerer Art ist. Herkömmlicherweise rechnet man ihn ja wohl noch zu den höheren Ständen, aber die falsche Einschätzung schadet ihm eher, als daß sie ihm nützt, denn sie verstärkt noch die Gedrücktheit seiner äußern wie innern Lage. Ein Gastwirt gehört heute gleichfalls zum Mittelstand; nach seinem Einkommen steht er noch viel höher, wie ein hoher Richter; gesellschaftlich schätzt man ihn wohl wesentlich niedriger ein, aber das würde nicht hindern, daß etwa sein Sohn Richter würde oder seine Tochter einen Richter heiratete. Der Gemeinheit des Berufes entspricht natürlich seine geistige und seelische Verfassung. Vielleicht rührt die Gedrücktheit des Mannes aus den früheren höheren Ständen heute daher, daß kein scharfer Schnitt mehr ihn von einem solchen Menschen trennt. Jedenfalls war früher die Sache so, daß ein hoher Richter ein vornehmer Mann war und der Gastwirt als Spitzbube betrachtet und behandelt wurde; um soviel, wie der Spitzbube innerlich gestiegen sein mag, ist der vornehme Mann zum mindesten gesunken. Mit

andern Worten: Herr de Luynes konnte Empfindungen und Vorstellungen haben, deren ein heutiger Richter schwerlich noch fähig wäre; er konnte noch menschlich über seinem Amt stehen und also die Bedingtheit desselben fühlen, während ein heutiger Richter nur ein angestellter Beamter ist, der das tut, was ihm nach seiner Stellung zu tun zukommt und tief erschrocken jeden Gedanken abschieben wird, durch den etwa diese Untergebenensicherheit und Beamtenruhe in Frage gestellt werden könnte.

De Luynes hatte einen Prozeß gegen einen Menschen gehabt, der seine Eltern ermordet hatte. Er hatte die Untersuchung geführt und die schlauen Gänge und Züge des stumpfen Verbrechers verfolgt; er hatte dann die Anklage des Anwalts des Königs gehört, der aus dem Menschen ein ganz anderes Wesen gemacht hatte, dann die Verteidigung des Advokaten, bei dem wieder ein anderes Bild des Menschen herauskam; er kannte längst die Urbilder des Königsanwalts und des Advokaten, die beide immer gleichgültig auf jeden Verbrecher angewendet wurden, er kannte auch das Urbild des wirklichen Verbrechers; er wußte, wie die Entscheidung begründet werden mußte, bei welcher je nachdem das Bild des Königsanwalts oder des Advokaten als passend angenommen war, indessen der Verbrecher, dieser wirkliche Mensch, ohne Teilnahme und Verständnis vor seinen Richtern stand. Plötzlich hatte ihn eine Erinnerung an ein Volkslied seiner Heimat durchzuckt: Ein junger Mensch hat eine Geliebte, die als Preis ihrer Hingabe das Herz seiner Mutter verlangt. Er ermordet die Mutter und reißt ihr das Herz aus; in der Eile, mit welcher er zu der Geliebten läuft, stolpert er und fällt; da spricht das Mutterherz in seiner Hand: „Hast du dir auch nicht weh getan, Kind?" Die Erinnerung an das Gedicht durchzuckte ihn; und er dachte: wenn nun in

diesem Verhandlungssaal ein Mensch dieses Gedicht sänge, und die Anwesenden wären imstande, es zu verstehen, dann müßten sich doch alle schämen, denn welcher Unterschied ist denn zwischen den Herren vom Gericht und dem Mörder? Sie sind ja ebenso empfindungslos wie er, denn wenn sie das nicht wären, dann müßten sie doch die Lüge des Gerichtes einsehen, dann würde ihnen doch das Entsetzen über den Mörder die Kehle zuschnüren, das Entsetzen darüber: diese Stumpfheit und Empfindungslosigkeit ist möglich. — Und nun hatte er seine eigene Tätigkeit betrachtet. Wie ein Bluthund hatte er die Spuren des Mordes verfolgt. Es war ja gut, daß der Mörder getötet wurde. Das Töten besorgte der Henker. Nun, jeder Mensch verabscheut den Henker und empfindet Grauen vor seinem Beruf. Aber er selber, war er denn etwas anderes, wie der Henker? Er war doch der Gehilfe dieses Mannes, nur die Gedankenlosigkeit der Menschen bewirkte, daß das niemand sah. Und war das denn seine Sache, der Gehilfe des Henkers zu sein? Auch da war irgendeine Lüge. Denn ihn ging es doch gar nichts an, daß es gut war, wenn der Mörder geholt wurde; ihn ging es nur an, daß er selber so lebte, wie er leben mußte; und wenn er so lebte, wie er leben mußte, dann sah er den Mörder ja gar nicht.

Nun, das waren also seine Gedanken gewesen, und jetzt saß er am Abend in einer kleinen Wirtsstube, in der es nach Wein und Menschen roch, und erwartete sein Essen. Der Wirt war ein Mensch im Anfang der Dreißiger, verschlossen, mit bösartigem Blick; von der Küche her hörte er ihn einmal roh schimpfen. Der Mann hatte es für nötig geachtet, den Gast zu unterhalten, so hatte er von den Weinpreisen gesprochen und von der Veränderung der Posteinrichtung, durch welche ihm Verdienst entging; er schob die Schuld auf den Bürgermeister,

den er einmal nicht untertänig genug gegrüßt hatte. Nach dem Abendessen ging de Luynes auf sein Zimmer; es war ein großer, niedriger Raum mit alten Ledertapeten; auf einen großen runden Tisch in der Mitte wurde eine Kerze gestellt, deren Licht nicht genügte, um die Wände aus dem Dunkel zu bringen. Im Hintergrund stand ein schweres, dunkles Himmelbett. Außer diesem Bett und dem Tisch in der Mitte waren nur noch zwei Stühle da, alte schwere Stühle, mit schwarzem Leder bezogen, die kaum von der Stelle zu bewegen waren.

Irgendein innerer Schauer bewirkte, daß de Luynes sich nicht gleich auszog und in das Bett legte. Er schnallte den Degen ab und warf ihn auf den großen Tisch neben den tönernen Leuchter, dann ging er mit den Händen auf dem Rücken gekreuzt im Zimmer auf und ab. Die Fenster waren geöffnet, von draußen zog der Duft blühender Rosen in den unheimlichen Raum, das Licht flackerte. Das Zimmer war in dem weiten Haus entfernt von den Wirtschaftsräumen gelegen, so hörte er nichts von den Leuten, es war alles still; auch von draußen drang kein Laut herein. De Luynes fühlte sich beängstigt. Er schloß die Fenster, dachte, daß er sich sicherer fühlen werde; da spürte er noch eine größere Beklommenheit, er öffnete das eine Fenster wieder und sah hinaus in die mondlose Nacht, in welcher nichts zu unterscheiden war, ob da nun draußen Bäume standen, oder Häuser, denn freies Feld konnte wohl nicht sein, weil man nur ganz oben etwas Helligkeit des Himmels erblickte.

De Luynes warf sich in den einen der alten Stühle und dachte nach; er dachte an seine Gedanken, und immer weniger konnte er zu irgendeinem Ergebnis kommen; es war ihm, als ob es in ihm hin und her denke, ohne Zweck und Ziel, nur so, daß er endlich müde wurde und den Wunsch

hatte: möchte ich doch Frieden haben, weshalb habe ich denn keine Ruhe?

Wenn er später das Folgende sich gegenwärtig machen wollte, dann wußte er immer nicht, ob er nun träumte oder wachte. Vielleicht war die Erscheinung, welche nun kam, durch eine Zeit der Ruhe und Gedankenlosigkeit von jenem quälenden Denken getrennt; dann hätte er also wohl geschlafen und träumte; vielleicht aber gingen auch die Gedanken in die Erscheinung über.

Das Licht war niedergebrannt und ausgelöscht, es war im Zimmer ganz dunkel, das kam ihm zum Bewußtsein, als er die Erscheinung sah. Aber nachher wurde ihm klar, daß er die Erscheinung ja gesehen hatte, und so konnte es doch wohl nicht dunkel gewesen sein, auch brannte nachher das Licht noch nach einer Weile, als die Erscheinung verschwunden war. Nun, das war also unklar.

Die Erscheinung war ein Mann von mittleren Jahren, im Hemd, mit nackten Beinen. Das Hemd war in abscheulicher Weise mit Blut besudelt, es war auch zerrissen, das Blut tropfte auf den Fußboden. Die Erscheinung sagte — oder sagte sie nicht? Gab sie zu verstehen? — sie gab wohl zu verstehen, sie stelle den Vater des Wirtes dar, der von seinem Sohn ermordet im Keller liege, sie rief den Parlamentsrat auf, nachzuforschen und seine Pflicht zu tun, denn der Mörder muß bestraft werden. „Der Mörder muß bestraft werden," dachte kopfnickend de Luynes, und fühlte, wie in Abscheu sich sein Inneres wegwendete, denn was ging ihn die Gemeinheit des Menschen in der unteren Wirtsstube an und dieses Gespenst, wenn wirklich alles richtig war, das nicht Ruhe hatte, bis nicht der Sohn dem Henker überliefert war, der Sohn, welcher doch dem Blute des Vaters entstammte, vielleicht dem

Vater gleich war; denn wird ein Mann seinen eigenen Sohn als Mörder anzeigen, wenn er nicht selber ein verworfener Mensch ist? De Luynes fühlte sich gequält; schlimmer als die Angst vor der Erscheinung war die seelische Qual, daß er sich nun wieder mit diesem Menschen abgeben sollte, er schrie leise wimmernd auf, da kam ein kalter Luftzug durch das offene Fenster hinein, die Kerze brannte; wir wissen ja, daß die Kerze brannte.

De Luynes schnallte seinen Degen um, ergriff den Leuchter und ging hinab in die Wirtsstube. Da saß der Wirt, neben ihm seine Frau, ein bedrücktes scheues Wesen; der Knecht saß da, zwei Mägde. Alle standen auf, als de Luynes eintrat. Er trat vor den Knecht, setzte ihm den Finger auf die Brust und sprach: „Wir holen Hacke und Spaten, dann folgst du mir." Der Knecht folgte ihm gehorsam, die andern folgten; zuletzt der Wirt, der sich die Hände rieb, diensteifrig noch ein Licht brachte, eine geheime Angst zu verbergen suchte. Der Knecht holte Hacke und Schaufel, die im Schuppen standen, er nahm sie auf die Schulter, indessen die andern im Hausflur warteten, dann ging de Luynes vorauf zur Kellertür. Der Wirt wollte ihm in den Weg treten, er wollte fragen: „Was soll das sein?" Er schluckte und brachte falsche Worte heraus; de Luynes schob ihn zur Seite, schloß die Kellertür auf und ging die Stufen hinab; der Knecht folgte ihm, die andern blieben neugierig oben stehen. De Luynes ging mit sicherm Schritt auf eine Ecke zu, zeigte mit dem Finger auf den Boden und sagte zu dem Knecht: „Hier gräbst du nach."

Unterdessen war der Wirt in den Keller gekommen; er hielt das Licht schief, daß es tropfte, seine Hand zitterte. „Mein Vater ist ein schlechter Mensch gewesen," sagte er, „er wollte sich wieder verheiraten und seine Kinder um ihr Erbe betrügen.

Ich habe meine Schwestern ehrlich ausbezahlt, bei mir ist nicht für einen Pfennig unrechtes Gut."

Inzwischen hatte der Knecht gehackt und die losgehackte Erde zur Seite geschaufelt. Plötzlich stieß er einen Ausruf aus und prallte zurück. „Ich habe in die Leiche gehackt," sagte er, indem er sich die Stirn abwischte. Der Wirt warf sein Licht fort und kniete vor dem Parlamentsrat nieder, indem er ihn beschwor, seine Familie nicht unglücklich zu machen. Die Frau und die Mägde waren die Kellertreppe heruntergekommen und standen im Hintergrund im Dunkeln, die Frau schluchzte. De Luynes gab dem Knecht ein Zeichen, fortzufahren, indem er sein Licht hielt; zögernd machte sich der Knecht wieder an die Arbeit, da kam ein Hemd zum Vorschein, von der Erde beschmutzt, blutig; ein widerwärtiger Geruch war. An der Seite lagen alte Lumpen; der Knecht umwickelte sich mit ihnen die Hände griff nach der Leiche und zog sie vor.

Das entstellte Gesicht glich dem Gesicht der Erscheinung.

In der Gerichtsverhandlung wurden die Zusammenhänge aufgedeckt. Die Erzählung des Wirtes war richtig. Der Ermordete hatte eine Beziehung zu einer übelberüchtigten Person; er wollte sie heiraten, sie hatte als Bedingung eine gerichtliche Verschreibung seiner Güter gesetzt. Die Schwestern hatten von dem Mord nichts gewußt, sie sagten zugunsten des Bruders aus und bezeugten, daß er immer für sie gesorgt hatte; auch die Schwäger stellten sich auf seine Seite und erklärten, daß er die Familie vor dem Unglück gerettet habe. Natürlich wurde der Wirt verurteilt.

Als der Prozeß beendet war, nahm de Luynes seinen Abschied. Er beschloß, die Stadt zu verlassen und mit seiner Familie auf sein Gut zu ziehen.

Die Vorbereitungen des Umzugs erforderten, daß er zunächst

noch einmal wieder allein nach dem Gut reiste. Trotz seines Widerstrebens konnte er es nicht anders einrichten, als daß er wieder in dem Gasthaus übernachtete, in welchem er die Erscheinung gehabt und den Mord entdeckt hatte. Der neue Besitzer war ein heiterer und vernünftiger Mann. De Luynes fragte ihn, ob er irgendwelche gespenstische Wirkungen beobachtet habe; er hatte nichts bemerkt, die Gäste waren zufrieden und empfahlen das Geschäft; er war schon in die Höhe gekommen, denn der Mann besorgte selber die Küche, und die reisenden Herrschaften lobten besonders seine Pasteten, sie legten sogar Wert darauf, sich bei ihm für die weitere Reise zu versorgen, so daß das Küchengeschäft eigentlich die Hauptsache geworden war, über der natürlich das Logiergeschäft nicht vernachlässigt wurde. Herr de Luynes sollte in sein altes Zimmer geführt werden, welches die Prunkstube des Gasthofes war; er verlangte einen andern Raum, und so gab man ihm ein kleines Gemach mit einem Fenster, in welchem kaum für Bett und Stuhl Platz war.

Das Geschwätz des geschäftigen Wirtes hatte beruhigend gewirkt, de Luynes zog sich aus, hängte seine Kleider über den Stuhl, löschte das Licht und legte sich in das knackende Bett. Der Mondschein lag auf der Diele. Er war von der Reise ermüdet und schlief bald ein.

Plötzlich erwachte er. Im Mondschein, gerade vor seinem Bett, stand die Erscheinung, in der Gestalt, wie die Leiche aus der Erde herausgezogen war. De Luynes unterdrückte einen Schrei, seine Haare sträubten sich; eine furchtbare Angst war in seinem Innern, eine viel furchtbarere, wie das erstemal.

Die Erscheinung gab zu verstehen, sie danke für das Eingreifen des Parlamentes, durch welches der Gerechtigkeit Genüge geschehen sei. Dann aber fuhr sie fort, daß sie sich wolle er-

kenntlich zeigen. Nun wolle sie ihm versprechen, wenn die Zeit seines Todes gekommen sei, dann wolle sie ihm wieder erscheinen, und zwar solle er wissen, daß der Tod genau acht Tage nach diesem Erscheinen eintreten werde. Hier verschwand die Erscheinung; es war, als ob sie sich ins Mondlicht auflöste. De Luynes erhob sich aus dem Bett, kleidete sich an, ging die Treppe hinunter und verließ das Haus; er ging den übrigen Teil der Nacht auf der großen Landstraße auf und ab, denn der Schauer vor dem Gespenst machte es ihm unmöglich, im geschlossenen Raum zu bleiben. Die Nacht verging, die Laute des Morgens kamen, die ersten Vogelrufe, das Geräusch der beginnenden Wirtschaft; der Wagen wurde angespannt und er fuhr weiter seiner Besitzung zu.

Damals waren in den höheren Kreisen Kenntnisse über die geheimnisvollen Erscheinungen von der Art, wie de Luynes sie gehabt hatte, verbreiteter wie heute, und die Menschen hatten genau dieselben Erklärungen für sie, die sie heute haben, die ja denn nur Versuche sind, Unbekanntes und Unerkennbares uns so vorzustellen, daß es bekannt und erkennbar wird. Ein Freund, mit dem de Luynes sprach, sagte ihm: „Was auch den beiden Erscheinungen zugrunde liegen mag, sicher ist jedenfalls, daß das irgend etwas Niedriges und Gemeines ist. Nehmen wir an, das Vorgeben der Erscheinung sei richtig und sie sei das, was man den Geist des Ermordeten nennt, dann ist dieser Geist um nichts einsichtiger oder sittlich höherstehend wie der alte und rohe Lüstling im Leben war. Der Mörder ist gewiß kein edler Mensch gewesen, aber mehr wert war er sicher, wie der Ermordete, denn er hatte doch irgendwelche sittlichen Regungen. Wir haben ja als Richter den Mörder verurteilen müssen, das war unsere Pflicht. Aber als Mensch muß ich sagen: eigentlich hatte er doch recht, den alten Sünder zu ermorden; und wenn durch

den Tod etwas in dem vorgegangen wäre, das ihn auf eine höhere Stufe gehoben hätte, dann hätte er das einsehen müssen. Der ganze Vorgang stimmt aber in seinem Wesen mit andern ähnlichen Vorgängen überein. Er ist albern und läppisch. Wir glauben beide an Gott, unsern Vater, und an seinen Sohn, unsern Erlöser. Mir scheint, wenn wir das Gespenst mit höheren Mächten in Verbindung denken wollen, dann könnte es nur mit der Macht sein, welche die Kirche als den Teufel bezeichnet: von dem sie ja sehr richtig sagt, daß er dem nichts schaden kann, der von Gott behütet wird. Ich verstehe, daß die Voraussage Ihres Todes sehr merkwürdig sein müßte. Aber auch wenn sie richtig sein wird, dann kann ich sie immer noch nicht für etwas Wesentliches halten. Wir leben in der Abfolge der Zeit, Gott lebt in der zeitlosen Anschauung, was wir so ausdrücken, daß Gott das Zukünftige sieht. Angenommen, daß die teuflische Macht, wie wir sie nennen, in derselben zeitlosen Anschauung lebt und uns demnach unter gewissen Bedingungen so beeinflussen kann, daß wir ein Voraussehen der Zukunft durch sie haben: was beweist das anderes, als die alle unsere Vorstellungen übersteigende Albernheit dieser Macht, trotz dieser Fähigkeit bei ihrem Wesen zu verharren, welches unter dem Wesen eines selbst nur vernünftigen und ordentlichen Menschen steht?"

Die männlichen und vernünftigen Worte des Freundes machten wohl für den Augenblick Eindruck auf de Luynes. Aber sein Gemüt löste sich auf durch die Gedanken, welche er sich über seinen Beruf machte, durch das untätige Leben, das er nun führte, in welchem sein Wille sich selber verzehrte. Wäre es nicht möglich, daß die Erscheinung verursacht war durch seine Selbstauflösung? Wie der Freund sagte, hat Gott die zeitlose Anschauung alles Geschehenden; vielleicht standen in dieser Anschauung die beiden nicht ursächlich verbundenen Vorgänge

nebeneinander: der Beginn des Zweifels bei de Luynes und die Erscheinung in dem Wirtshaus. Gott sieht ja auch nicht ursächlich, wie wir. Für ihn ist alles eines, denn was wir Ursächlichkeit nennen, das sind nur kurzsichtige Menschengedanken. Für Gott gibt es ja auch keine Schuld, deshalb sagen wir, daß er die Liebe ist; auch die Schuld ist nur eine beschränkte menschliche Verbindungsart von Geschehnissen. Lag bei de Luynes nicht eine Schuld vor, war nicht sein Zweifel eine Unmännlichkeit?

Nun, de Luynes hatte seinen Beruf aufgegeben und bewohnte mit seiner Gattin das alte Schloß, das ihm von den Vorfahren überkommen war. Etwa ein halbes Jahr hatte er so gelebt; da geschah es ihm an einem Abend, als er noch spät aus seinem Arbeitszimmer über den langen Flur ging, um sich aus dem Bücherzimmer ein Buch zu holen, daß er plötzlich am Ende des Ganges wieder die Erscheinung erblickte, genau so wie er sie damals gesehen, in dem blutbesudelten kurzen Hemd, mit dem flachen, verstörten Gesicht. Die Erscheinung blickte ihn schweigend an und hob den Finger mit warnender oder deutender Bewegung nach oben. Er ging schnell auf die Erscheinung zu, da war sie verschwunden; ein Kleid hing da an einem Nagel vor der Tür des Schlafzimmers; seine Gattin hatte das Kleid hinausgehängt für die Dienerin, damit sie es abbürste.

Er mußte sich fragen: hatte er wirklich die Erscheinung gesehen, hatten ihn vielleicht seine überreizten Sinne getäuscht? Aber es gab ja auch sonst natürliche Erklärungen für seine Gesichte. In dem Wirtshaus lag die Leiche vergraben, er hatte unbewußt sie verspürt, und weil der Verstand keine Form gefunden hatte, ihm die Mitteilung zu machen, so geschah es ihm, wie es uns oft im Traum geschieht, daß ein scheinbar außer uns stehendes Bild etwas ausdrückt, das wir in uns haben. Als die Erscheinung im Wirtshaus das zweitemal kam, konnte

man denken, daß in dem Bild, das er nun schon in seiner Seele hatte, sich die Gedanken darstellten, die er sich über seine Berufshandlung bildete, und das eigentümliche Versprechen des Geistes konnte ein Verknüpfen mit andern Gedanken sein, die vielleicht gleichzeitig in ihm waren und noch nicht zum Bewußtsein aufgestiegen waren: etwa daß sein Tod bevorstehe. So konnte diese dritte Erscheinung geschehen, indem sein Körper fühlte, daß er durch irgendeine ihm selber noch unbewußte Krankheit in acht Tagen verscheiden mußte.

De Luynes fühlte sich körperlich gesund, wie seit Jahren nicht. Aber wen würde nicht eine solche Mahnung, wie sie ihm wurde, zu Vorkehrungen bewegen? Er sah sein Testament nochmals durch, er besprach mit seiner Gattin alles Erforderliche, er schrieb an seine Kinder Briefe, in welchen er ihnen die letzten Ratschläge für das Leben gab, er sah seine Papiere durch, bestimmte, was nach seinem Tode verbrannt und was aufbewahrt werden sollte. Das Bedenken von vielem Tatsächlichen, das Ordnen und Einrichten wirtschaftlicher und sonstiger einfacher Dinge lenkte ihn vom Grübeln ab, er fühlte sich frischer und selbst heiterer, wie seit langem. So kam der Wochentag, für den der Tod angesagt war. Er erhob sich nach einem ruhigen und festen Schlaf aus dem Bett, blickte aus dem Fenster in den Garten, wo die Sonne in tausend Tautropfen blitzte, indessen überm Feld, das sich hinter dem Garten dehnte, in der blauen Luft die Lerchen jubelten. Alles, was zu erledigen war, hatte er erledigt; er verabredete mit der Gattin eine Lustfahrt für den Nachmittag. Der Wagen wurde angespannt, man fuhr unter den Obstbäumen der Landstraße, an denen in noch hellem Laub sich die kleinen Früchte bereits bildeten; der Wagen kehrte zurück, man speiste zu Abend. Als das Ehepaar sich von der Tafel erhob, hängte sich die Gattin an seinen Arm und strich

ihm freundlich mit der Hand über die Stirn, indem sie sagte: „Du siehst, deine Erscheinung hat dieses Mal falsch geweissagt.“ Die beiden gingen in das Arbeitszimmer des Herrn; er setzte sich an seinen Schreibtisch, die Gattin saß auf einem Stuhl in seiner Nähe mit einer Handarbeit.

Er brauchte ein Buch aus dem Bücherzimmer. Mit einer Entschuldigung nahm er den Leuchter und ging aus der Tür. Plötzlich hörte die Gattin draußen im Flur einen Schuß und einen Aufschrei. Sie stürzte hinaus; es war alles dunkel, es roch nach Pulverdampf, sie hörte ein Stöhnen. Sie schrie und lief nach vorwärts, stolperte über einen Körper und fiel. Die Leute kamen mit Lichtern, da sah sie ihren Gatten tot ausgestreckt auf der Erde liegen.

Die Untersuchung ergab, daß ein Zimmermädchen einen Liebhaber hatte, welcher Grund zur Eifersucht zu haben glaubte. Der wütende Mensch hatte dem Nebenbuhler mit einem Gewehr aufgelauert; als de Luynes im Gang herkam, hatte er ihn für den Gesuchten gehalten und hatte geschossen.

Die Erscheinung des Jugendgeliebten

Es war zu der Zeit, da unsre Großeltern jung waren und mit unruhigen Erwartungen in eine bewegte Zukunft blickten; diese Zukunft war die Zeit, welche für uns nun längst eine stille Vergangenheit geworden ist.

Damals gingen an einem Sonntagmorgen im Frühling zwei junge Mädchen in einem Walde lustwandeln, der sich bis nahe an die Mauern des Städtchens hinabzog. Noch am Tage vorher war der Wald braun gewesen; aber während der Nacht war ein warmer Regen gekommen, und nun standen die hohen Buchen in jungem, hellem Laub, das noch klein und gefaltet von den Zweiglein herabhing, noch überall lichten Blick durchlassend und hellblauen Himmel. Auf den braunen Blättern des Bodens lag noch Nässe, Leberblümchen hoben sich blau hier und dort. Die Kirchenglocken läuteten, und im Wetteifer mit dem Glockenklang ließen allerhand Waldvögel ihre Stimme erschallen, deutlich unterscheidbar war unter ihnen der Finkenschlag.

Die beiden Mädchen standen still auf einer leichten Höhe, von welcher sie zwischen den Zweigen hindurch einen Blick in das Tal hatten, aus dem von Häusern der Stadt Rauch aufstieg und der Kirchturm sich spitz reckte. Sie hatten die Hände auf der Schürze gefaltet und blickten sinnend talwärts, die Glocken läuteten aus. Dann gingen sie weiter, sie hörten noch eine Weile das Jubeln der Vögel, dann war da die völlige Waldeinsamkeit.

Befangen umfaßte die eine, wir wollen sie Marie nennen, den Arm der Freundin. Die lachte, und es war, als ob ein Widerhall des Lachens von gegenüber kam. Den Widerhall zu erproben hielt sie die Hände als Schalltrichter vor den Mund und rief laut ein Wort in den Wald hinein; sie rief „Glück". „Lück" schallte es verloren zurück. Sie rief nochmals, es schallte

image not available

image
not
available

image
not
available

Bach angeschwollen; angstvoll trippelt sie in ausgeschnittnen Schuhen und weißen Strümpfen, in den Armen das schwere Brot; sie denkt an die Mutter, welche über die Verspätung schelten wird und über die Angst, welche sie ausgestanden, und und sie kann doch nicht an das andere Ufer gelangen. Da kam Paul, er war damals Obersekundaner, die Gasse herab; er sah das furchtsame Kind, dem schon die Tränen in den Augen standen, das ihn unbewußt flehend anblickte; er beugte sich, rief ihr zu, daß sie das Brot festhalten solle, nahm sie auf den Arm, und die Gosse mit einem weiten Schritt nehmend, trug er sie auf den jenseitigen Trottweg, wo sie nur noch ein paar Schritte hatte bis zum elterlichen Haustritt.

Paul dachte längst nicht mehr an das Erlebnis, aber Marie hatte es nicht vergessen; und als nun an dem sonntäglichen Frühlingsmorgen der Jüngling plötzlich mit geröteten Wangen lachend vor ihr stand, da wurde es mit einem Male wieder ganz lebendig in ihr, und es war ihr, als sei sie wieder ein kleines Kind, das er auf den Arm nehmen müsse, und das sich ruhig und vertrauensvoll tragen lasse, indem es sein Brot fest umklammert hielt. Die Erinnerung war nicht bewußt, und es kam ihr auch kein deutlicher Gedanke, aber es war doch so, daß in ihrem ganzen Wesen, in ihren Bewegungen, vielleicht in einer für unsere Sinne unmerklichen Wirkung, das Gefühl zum Ausdruck kam. Paul spürte, ohne daß es ihm bewußt wurde, ihre Befangenheit, die doch nur weibliche Sehnsucht ausdrückte, so überfiel auch ihn Befangenheit ihr gegenüber, und er sprach und lachte deshalb immer mit der Freundin, die ihn in anmutigem, kätzchenhaftem Spiel anzog und abstieß, lachte, zürnte, scherzte, ein Tränchen hervorpreßte und wie ein unbändiger Wildfang, der gezähmt werden möchte zu sittsamem Familiengang, im Walde sprang und lief.

So trieben nun die drei allerhand Beschäftigung, pflückten Blumen, beobachteten kleines Getier, das sich regte und bewegte in der Frühlingssonne, sangen, sahen einem spritzenden und eiligen Bächlein zu, und als es Zeit wurde zum Mittagessen, gingen sie zurück zur Stadt.

Paul war der Sohn des Pfarrers und sollte Theologie studieren. Aber sein Lernen war ihm verleidet. Seit er denken konnte, hatte er Werke der Dichter gelesen und nach Dichterschicksalen geforscht und hatte versucht, in eigener Weise Gedichte zu formen. Die Eltern dachten, daß er fleißig seine Vorlesungen besuche, nachschreibe, was der Lehrer sagte und zu Hause emsig sich zu eigen mache; aber er schleppte Arme voll Bücher auf seine Stube, las und las; er ging allein im Freien, allerhand wirren Träumen nachsinnend, in denen er sich als ein König vorkam, der sein Land befreite, als Ritter, der den Dank seiner Dame verdiente, als Dichter, dessen Lieder alle Menschen zu Tränen rührten; und zwischen solchem Lesen und Träumen hatte er dann Zeiten, in denen er sich seiner Faulheit und kindischen Vorstellungsgespinste schämte, mit Eifer nachholte, was er an Vorlesungen versäumt, bis er unmerklich wieder erlahmte und in sein voriges Leben zurückfiel.

So geschah es, indessen Marie in ihr blumenhaftes Leben eines stillen Töchterchens zurückversank, das der Mutter gehorsam an die Hand geht und nur eine ganz leise, ganz unbestimmte und gänzlich unbewußte Sehnsucht spürte nach etwas, das ihr noch unbekannt ist, daß Paul allerhand Vorstellungen und Träume um sie spann, die sich auf das gemeinsame Lustwandeln im Walde bezogen, auf Neigung und Erwiderung, auf Händedruck, Kuß und Umarmung, und in unbestimmter, nebelhafter Weise auf gemeinsames Wandern Hand in Hand durch das weite Leben, daß sich um sie dehnte. Die Sehnsucht

machte ihn glücklich und weit, und es konnte geschehen, daß er abends auf seinem Stübchen, wenn alles still war, die Arme breitete und Tränen über seine Wangen flossen, Tränen, die nicht aus Kummer kamen oder Leid, sondern aus sehnsüchtiger Seligkeit.

Er war mit seinen Eltern bei Mariens Eltern zu Gaste geladen. Die Familien saßen am Tisch, aßen, scherzten und lachten; er saß neben Marie, schweigend und beklommen, aber in einem ruhigen Gefühl, wie eines Besitzes, der selbstverständlich ist, der ererbt ist, der zu ihm gehörte wie sein Körper; und es war ihm, daß Marie selig und vertrauensvoll harrte. Da saßen ihrer beider Eltern, im rechten Glück bürgerlicher Ruhe und Sicherheit; hinter ihnen lagen regelmäßige und gute Jahre, vor ihnen lagen sie; er dachte nicht an seine sonstigen Gedanken von Ruhm und Dichtung, an sein unruhiges Suchen und tiefes Sehnen; einmal berührte er, als er ihr das Salzfaß reichte, spitz ihren Finger und es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag. Nach dem Essen besprachen die Frauen Hauswirtschaftliches, die Männer unterredeten sich über den Gang der öffentlichen Zustände, und die beiden jungen Leute gingen hinaus in den Garten. Da war ein Weg, eingefaßt mit Buchsbaum, am Weg entlang standen Stachelbeerstämmchen, die Beete waren abgeteilt, und alles Gepflanzte und Gesäte hob sich freudig und jugendlich. Im Hintergrund des Gartens war ein Bienenhaus. Sie standen vorsichtig zur Seite und sahen zu, wie die Bienen angeflogen kamen, sich schwer auf das Flugbrettchen niederließen und in das dunkle Innere des Stockes krochen, wie andere herauskamen, auf den Brettchen emsig herumliefen und sich dann in die Luft schwangen, einzutragen wie die andern, die zurückgekehrt waren. Plötzlich schrie Marie leise auf und schlug mit den Händen nach ihrem Kopf, eine

Biene hatte sich in ihr Haar verirrt. Paul hielt ihr die Hände fest und ermahnte sie, ruhig zu sein und das Tierchen nicht zu erschrecken. Gläubig blickte sie ihm in die Augen, die Biene brummelte in den Haaren noch einen Augenblick, dann war sie frei und flog ins Weite, die beiden aber standen noch da und Paul hielt die Hände des Mädchens. Da neigte er sich an ihr Gesicht und küßte sie auf den Mund. Sie ließ es geschehen, sie zuckte nicht zurück, aber als er in ihre Augen sah, da blinkten sie in Tränen. „Marie," rief er aus. Sie wurde rot und schlug die Augen nieder, zwei Tropfen rannen ihr jetzt über die Wangen, aber immer noch hielt er ihre Hände, ließ sie ihn willenlos sie halten. Da stürzten auch ihm die Tränen aus den Augen, er ließ die Hände los, umarmte Marie und zog sie an seine Brust, sie schmiegte ihr Köpfchen ihm an, plötzlich machte sie sich los, trocknete sich mit dem Tuch das Gesicht und ging zum Haus zurück; er folgte ihr.

Paul suchte nun alle Gelegenheiten auf, wie er mit Marien zusammen sein konnte: er besuchte ihre Eltern, er wußte ihr auf der Straße zu begegnen, er traf sie bei Freundinnen; da wurden denn Blicke getauscht, ein verstohlener Händedruck, einige Worte wurden gesagt, welche die andern nicht hören durften. Mariens Mutter merkte bald, was vor sich ging. Sie sprach mit ihrem Mann. Der wiegte nachdenklich den Kopf und sagte: „Es ist mir nicht lieb, ich habe ja nichts gegen ihn, aber er hat nicht den richtigen Ernst; sein Vater hätte ihn mehr zusammenreißen müssen, wie er jung war." Die Mutter schwieg; sie wußte, was der Gatte meinte, sie hatte sich schon selber gesagt, was sie eben von ihm gehört; und wie hätten die beiden wohl anders über den Jüngling denken können.

Es kam das Ende der Ferien. Paul sprach mit der Geliebten im Garten einer Freundin; die andern Mädchen saßen in der

Laube, erzählten sich gegenseitig und lachten; er ging mit Marien am andern Ende des Gartens auf und ab. Er sagte ihr: „Ich habe bis nun viel Zeit verbracht mit allerhand Arbeiten, die mir nichts nutzten; jetzt werde ich fleißig sein in meinem Studium, daß ich meine Prüfung bald ablegen kann, und dann, nicht wahr, dann darf ich zu deinen Eltern gehn?" Marie nickte; aber sie dachte sich nicht, was seine Worte bedeuteten; sie hatte immer in gesicherten und ruhigen Umständen gelebt, und wie sollte sie sich vorstellen, daß einer etwa die Prüfung nicht ablegte und nicht einen Beruf ergriff, wie Vater und Großvater getan, alle Verwandten und Freunde? Ihr und ihrer Eltern Leben erschien ihr als selbstverständlich, sie wußte nicht, auf welchen künstlichen Voraussetzungen es beruhte.

Paul stürzte sich in die Arbeiten, welche er für seinen späteren Beruf brauchte; er hatte das Buch vor sich auf dem Tisch aufgeschlagen, den Kopf auf beide Arme gestützt, die Ohren mit den Daumen geschlossen, und nun las er mit Hartnäckigkeit und Willensanspannung, was ihm fremdartig, ja, unverständlich war. Es ging nichts von dem Gelernten in ihn ein, aber allerhand Vorstellungen tanzten vor seinem geistigen Auge, von seinem Leben mit Marien, wie er ihr Gedichte vorlesen würde, wie sie zusammen wären bei der Lampe in ihrer Stube, indessen draußen der Sturm heulte und den Schnee umtrieb, wie die Kinder spielten und sich an ihre Kleider hängten, und ein tiefes Glück floß ruhig in seinem Herzen, indessen in seinem Hirn eine allgemeine Angst war vor der unverstandenen fremden Theologie, wie vor etwas Störendem, ja, Feindlichem, das sich in ihn hineindrängen wollte, das er ja in sich aufnehmen mußte.

Nun kam aber noch ein Neues über ihn.

Bis nun hatten die Menschen wohl alles Frühere auf Treu

und Glauben angenommen und hatten gelebt, wie Pflanze oder Tier, die ihre Verhältnisse als gegeben und unabänderlich ansehen und nicht daran denken, daß alles auch anders sein könnte. Aber die Gemütsverfassung Pauls war schon die Verfassung einer neuen Zeit, in welcher dieses natürliche Wachsen und Sein nicht mehr geschehen konnte. Die Gemütsverfassung war das Ursprüngliche; sie mußte naturgemäß neue Gedanken hervorbringen, welche denn dem Blick als das erste erscheinen mußten; und so geschah es, daß Paul Zweifel an seinem bis nun unerschütterten Glauben verspürte. Plötzlich war ihm, als habe er sein ganzes Leben in einer dumpfen Stube gesessen, in welcher nichts zu sehen war, als einiges dürftiges Gerät; und als trete er nun aus der Tür und erblicke als sein Leben vor sich die ganze Landschaft, einen weiten Weg in die Ferne, zu großen Städten, zum Meer, zur Weltumsegelung. Nicht nur seine Wissenschaft erschien ihm als ein sinnloses Hirngespinst, auch das gesamte Gebäude seines Glaubens, wie er ihn von Kindheit an gelehrt bekommen hatte.

Aber damit nicht genug. Es war, als ob die Religion früher sein ganzes Weltbild zusammengehalten habe, als ob nun alles andere auseinanderfalle. Er konnte nicht mehr den König, die staatliche Ordnung, die gesellschaftlichen Verhältnisse selbst als notwendig gegeben annehmen, er zweifelte nun auch hier und stellte sich andere Ordnungen und Zustände als besser vor.

Wenn in einem Geschlecht viele von solchen Wandlungen ergriffen werden, dann geht, uns allen geheimnisvoll, irgend etwas mit den Menschen durch Gott vor, wandert die Geschichte ihren Weg, dessen Ziel uns allen unbekannt ist. Dem einzelnen aber muß solche Wandlung als persönliche Tat erscheinen, als Befreiung von altem Irrwahn, als Finden neuer Wahrheiten; je jugendlicher er ist, desto weniger weiß er, daß

nicht er selber die neuen Gedanken gefunden hat, daß seine neue Gemütsverfassung sehr tiefe Ursachen im Allgemeinen hat, und daß nur darin etwas Persönliches sich ausdrückt, wie er diese neuen Dinge in sich gestaltet: in Hoffart, in Haß gegen das Bestehende, in Eitelkeit und Ehrgeiz, oder in Gewissensangst und in der Gemütsstimmung, welche unsere Vorfahren als Gottesfurcht bezeichneten, wobei denn freilich das jugendliche Gemüt in seinem Überwallen von Kraft und Selbstgefühl leicht in einen Übermut verfallen mag, der eigentlich der bescheidenen Seele nicht angemessen ist.

Es konnte in der Heimat nicht verborgen bleiben, was in Paul vorging. Er teilte seinem Vater seine neuen Überzeugungen mit und hoffte, ihn zu seinen Anschauungen hinüberzuführen, wenn er ihm in ausführlichen Briefen seine Beweise darstellte, und er erklärte, daß er nie das Amt eines Pfarrers werde übernehmen können, denn er müßte dann den Menschen Dinge sagen, die gegen sein Gewissen gingen.

Wir haben in unserer Geschichte nur mit den Wirkungen zu tun, welche auf die Verknüpfungen seines Schicksals mit Marien gingen. Die Mutter der Geliebten dachte die Tochter zu trösten; sie sagte, er sei nicht schlecht, er sei nur verirrt und werde sich noch zurechtfinden, wenn er an seinen rechtlichen Vater, seine gute Mutter denke, an die ehrwürdigen Vorfahren, deren Name noch nach hundert Jahren unter den Leuten bekannt und geachtet sei. Der Vater sagte der Gattin, der junge Mann tue ihm leid, er verstehe die Verführung durch den Zeitgeist, dem er nicht genug Charakter habe entgegensetzen können, und in der falschen Vorstelluug, wie sie sich leicht ergibt, wenn das ältere Geschlecht über das jüngere urteilt, fügte er hinzu, daß die Charakterstärke überhaupt der neuen Zeit fehle.

In Mariens Seele kamen die ersten Beunruhigungen. Sie

vertraute ihren Eltern und vertraute dem Geliebten, und sie hatte recht: denn beide Teile hatten ja recht. Aber wie beide Teile nicht zusammenkommen konnten, weil sie nicht imstande waren, jeder das Recht des anderen einzusehen, so konnte Marie mit ihrem richtigen Gefühl nichts anfangen, denn wenn auch vielleicht ihr Verstand noch nicht einmal eine Entscheidung verlangt hätte, so sollte sie doch sonst irgendwie wählen zwischen den Eltern und dem Geliebten: und das konnte sie nicht.

Dazu aber kam nun ein neues Geschehen.

Der Vater war Amtmann und hatte einen großen und weitläufigen Bezirk zu verwalten; er mußte viel über Land fahren und häufig auch auswärts übernachten. Nun kam er in die Jahre, wo er sich schonen mußte, und so schickte ihm denn die Regierung einen Gehilfen, einen jungen Assessor, der, indem er ihm an die Hand ging, selber die letzte Vorbereitung für eine selbständige Stellung erhalten sollte.

Der junge Mann war ein redlicher und tüchtiger Beamter und ein aufrechter entschlossener Charakter. Es liegt in der Natur der Sache, wenn die Verhältnisse natürlich sind, daß ein Verhältnis, wie das von Mariens Vater zu ihm sich zu einem Verhältnis, wie zwischen Vater und Sohn entwickelt, und so geschah es auch hier.

Als eine geraume Zeit seit seinem Antritt verflossen war, erbat der Gehilfe in feierlichem Ton ein Gespräch über eigene Angelegenheiten mit dem Vorgesetzten, dann sagte er etwa folgendes:

„Ich habe vernommen, daß Ihre Tochter in nicht öffentlicher Weise mit einem jungen Mann aus dieser Stadt verlobt ist, der eigentlich Theologie studiert hat, aber sich nun anderen Beschäftigungen zuwendet. Ich habe mich lange besonnen, ob

ich Ihnen die folgenden Eröffnungen machen soll, nun habe ich mich dazu entschlossen. Ich liebe Marien, und wenn sie mich wieder lieben könnte, so würde ich sie als mein Weib heimführen und würde denken, daß mich da das größte Glück meines Lebens träfe. Aber ihr selber habe ich nichts gesagt, will ihr auch nichts sagen, sondern ich wende mich an Sie. Ich kenne ihren Verlobten nicht, ich weiß auch nicht, ob bei ihrer Jugend ihr Gefühl für ihn so tief ist, daß sie ihn lassen könnte. Wenn ich mir herausnehme, zu Ihnen so zu sprechen, wie ich jetzt tue, dann darf ich auch wohl noch mehr sagen, daß nämlich eine Verheiratung der beiden doch nicht möglich ist, denn der junge Mann wird nie in der Lage sein, daß er eine Familie begründen kann."

Mariens Vater nickte mehrmals stumm bei dieser Eröffnung, dann gab er dem andern die Hand und sprach: „Ich verstehe, was Sie sagen; ich verstehe auch, was Sie nicht sagen. Ihr Nebenbuhler ist ein guter Mensch, er will das beste; aber ich würde es für ein Glück halten, wenn meine Tochter sich für Sie entscheiden könnte. Stören Sie mich nicht und lassen Sie mich machen."

Nun besprach er alles mit der Gattin, dann berief er die Tochter, und redete ihr zu. Er sagte ihr, daß er wohl um ihre Beziehung zu Paul wisse; aber er habe nicht zu ihr gesprochen, denn er habe auf das rechtschaffene Herz seines Kindes vertraut. Nun müsse er ihr sagen, daß der Geliebte sich außerhalb der, vielleicht engen, bürgerlichen Möglichkeiten gestellt habe, so daß ihm eine Vereinigung mit ihr vielleicht nie möglich sein werde.

Marie stand mit niedergeschlagenen Augen und herabhängenden Armen und hörte dem Vater still zu. Als der Vater das ergebene Gesicht seiner Tochter sah, da stockte er, und es entstand eine Pause. Marie nahm das Wort und sprach: „Ich

weiß, was du sagen willst, lieber Vater. Ich will dir auch eine gehorsame Tochter sein, wenn du es verlangst. Aber ich hatte mir immer gedacht, ich müßte nicht heiraten und könnte bei euch bleiben."

Hier kamen der Mutter die Tränen. Auch der Vater wurde gerührt. Er nahm seine Tochter in den Arm, küßte sie auf die Stirn und sprach: „Du weißt doch, mein Kind, daß ich dich nicht zwingen will. Es ist ein guter und tüchtiger Mann, der um dich angehalten hat, sonst hätte ich dir nichts gesagt." Marie nickte und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust; er fuhr fort. „Aber einen solchen Schritt darf man nur aus sich selber tun, ich will dir auch nicht zureden."

Nun lebten alle in der alten Weise fort. Inzwischen aber geschah es, daß der Vater, trotzdem er durch den Gehilfen viele Erleichterungen hatte, anfing zu kränkeln. Er klagte über einen beständigen schlechten Geschmack im Munde, über Mattigkeit und Arbeitsunlust, und die Mutter ging mit sorgenvollem und traurigem Gesichtsausdruck im Hause umher.

In dieser Zeit geschah es einmal, daß Marie im Zimmer am offenen Fenster saß und nähte. Das Fenster ging auf den Garten, und die Eltern schritten sprechend im Gartenweg auf und ab. Marie nähte und dachte nicht daran, daß die Eltern vielleicht etwas besprechen wollten, das nicht für sie bestimmt war; sie ging ihren eigenen Gedanken nach und hörte nicht auf die abgebrochenen Sätze und Worte, die sie vernehmen konnte; plötzlich wurde ihr klar, daß der Vater gesagt hatte, „dann könnte ich ruhig sterben," und sie wußte, der Vordersatz war gewesen: „Wenn Marie die Werbung des Gehilfen erhörte." Sie sah die Mutter eine Gebärde des Schweigens machen, dann plötzlich das Gespräch auf etwas ganz anderes bringen, auf die Zwiebeln, denen es fehlte, daß sie Holzasche bekamen.

Am nächsten Tage trat Marie vor ihren Vater, schlang ihre Arme um seinen Hals, erhob sich auf die Fußspitzen und sagte ihm ins Ohr: „Ich habe mich besonnen, ich will die Frau des Gehilfen werden." Der Vater freute sich, er rief: „Gutes Kind," und küßte sie auf die Stirn, rief wieder „gutes Kind" und drückte sie an sich, dann sah er ihr ins Gesicht und sagte: „Wirst du ihn auch lieb haben können? Du weißt, ich wünsche ihn für dich zum Mann, aber du mußt ganz frei sein, es ist eine schwere Sache um die Ehe." Einen Augenblick war Marie schwankend, aber sie sah das glückliche Gesicht des Vaters und sagte: „Ja, ich will, es ist gut für mich."

Nun wurden alle Vorbereitungen getroffen. Die Aussteuer war längst bereitet, der Gehilfe hatte ein Gehalt, welches ihm das Heiraten erlaubte, und der Vater sagte: „Es ist mir eine Beruhigung, wenn ich dich erst versorgt weiß." So war die Hochzeit, die Trauung in der Kirche, die Feier im Haus mit den Verwandten, welche gekommen waren. Am Tage nach Mariens Trauung legte sich Mariens Vater; er stand nicht wieder auf. An seinem Sterbebette kniete Marie und küßte seine Hand; er legte ihr die Hand aufs Haupt und segnete sie.

Die jungen Eheleute lebten still und zurückgezogen, Marie war ernst und freundlich. Von Paul kamen ab und zu dunkle Gerüchte in das Städtchen; er war Herausgeber einer Zeitung geworden, die verboten wurde; er wurde angeklagt und zu Gefängnis verurteilt; seine Eltern starben kurz hinter einander. Marie erhielt einmal ein Bändchen Gedichte von ihm, das Bändchen war in blauem Leinen mit Goldschnitt gebunden; sie las in ihm und weinte; ihr Mann fand sie einmal, wie sie über das Buch gebückt saß; da stand sie auf und sprach: „Er ist nun ganz allein in der Welt, er hat keine Menschenseele, die sich um ihn bekümmert."

Marie hatte zwei Kinder, die gesund und kräftig heranwuchsen.

Einmal geschah es, die Kinder waren sechs und sieben Jahre alt, daß ihr Mann auf einer Dienstreise auswärts war. Sie war spät zu Bette gegangen, denn sie hatte noch an der Kleidung der wilden Knaben viel in Ordnung bringen müssen, und nun schlief sie den ersten Schlaf.

Plötzlich war es ihr, als sei es hell im Zimmer und stehe ihr Jugendgeliebter vor ihrem Bett. Er sah sie mit einem freundlichen und gütigen Lächeln an, und sein Gesicht war noch ganz ebenso, wie es war, als sie ihn das letzte Mal gesehen hatte. Sie erschrak nicht, sie richtete sich auf und fragte: „Was willst du, Paul?" Er schüttelte den Kopf, als wolle er verneinen, daß er etwas für sich wolle, dann deutete er mit dem Finger auf die Tür, die nebenan zum Schlafzimmer der Knaben führte. Von einer plötzlichen Angst erfaßt, sprang Marie aus dem Bett, ohne an das Unpassende zu denken, daß der fremde Mann im Zimmer war, eilte zu der Tür und öffnete sie; dicker Rauch drang ihr entgegen. Die Magd hatte Holz auf den eisernen Ofen gelegt und stark eingeheizt, nun hatte sich das Holz entzündet und brannte, ein Scheit war herausgefallen, und schon leckte die Flamme an einem Türpfosten hoch. Marie ergriff schnell die Knaben; mit Kräften, die sie sonst nicht hatte, riß sie beide große Kinder aus dem Bett und trug sie auf den Flur, dann rief sie um Hilfe, indessen die schlaftrunkenen Kinder im Hemdchen standen, sich die Augen rieben und in der Kälte unzufrieden stammelten. Die Leute kamen, sie lief wieder in ihr Schlafzimmer; der warnende Jugendgeliebte war verschwunden.

Der Brand wurde leicht gelöscht; aber sie war überzeugt, daß die Kinder und vielleicht auch sie selber umgekommen wären, wenn sie nicht durch die Erscheinung geweckt wäre.

Die Bekehrung

In einer evangelischen Stadtgemeinde war ein junger Pastor bestellt. Die Gemeinde bestand zum weitaus größten Teil aus Fabrikarbeitern; zu denen kamen noch einige Geschäftsleute und Handwerker, außerdem einige wenige Beamte, denn eine höhere Schule oder Behörde war nicht am Ort. Die Arbeiter waren fast alle in der Fabrik des Herrn Schaumburg beschäftigt, welcher denn unbestritten der erste Mann des Ortes war.

Ein kirchliches Leben gab es in der Gemeinde nicht, es war auch nicht zu bemerken, daß irgendwo ein allgemein religiöses Fühlen oder Denken vorhanden war. Was man als geistige Bewegung in dem Ort bezeichnen konnte, das geschah in dem Bildungsverein, welchem die Unterbeamten, Volksschullehrer, Geschäftsleute angehörten; auch einige Arbeiter, welche Meisterrang hatten. In diesem Verein wurden Vorträge über die Entstehung der Arten, Reisen nach dem Nordpol, Schillers Gedankenlyrik und ähnliches gehalten.

Der junge Pastor stand zu seinem Glauben, wie wohl die meisten lutherischen Gottesgelehrten heute stehen. Der lutherische Glaube setzt voraus, daß einer eine starke religiöse Natur ist. Ein solcher Mann wird heute aber schwerlich lutherischer Pastor werden. Der junge Geistliche war ein guter und ehrlicher Mensch, der die Verpflichtung in sich fühlte, den Leuten zu helfen, denn er sah wohl, wie traurig sie lebten; aber er selber hatte eigentlich außer seinem guten Willen nichts, das er ihnen geben konnte; und das war wohl doch zu wenig.

An einem Abend, es mochte gegen acht Uhr sein, ging die Hausschelle, es klopfte an die Tür seines Studierzimmers, und hastig trat, triefend vor Nässe, denn es regnete stark, eine Dame ein in schwarzem Kleid mit flüchtig übergebundenem schwarzen Spitzenkopftuch, welche ihn bat, sofort zu Herrn Schaumburg zu kommen, um ihm geistlichen Beistand zu leihen, denn Herr

Schaumburg sei sehr krank. Der junge Geistliche bot der Dame einen Stuhl an, entschuldigte sich und ging in sein Schlafzimmer, um sich zum Ausgang zurecht zu machen; als er zurückkam, war die Dame verschwunden. Er ging nun eilig durch die bekannten Straßen zu dem Haus des Herrn Schaumburg; das Hausmädchen öffnete ihm verwundert, er sagte, daß er zu dem Herrn gerufen sei und fragte nach seinem Befinden; das Mädchen erwiderte gleichmütig, es gehe ihm gut und half ihm Gummischuhe und Mantel ablegen, spannte den Regenschirm zum Trocknen auf und führte ihn zum Arbeitszimmer. Der Geistliche trat ein und fand den Herrn an seinem Schreibtisch sitzen und arbeiten.

Die beiden Männer standen sich erstaunt gegenüber. Der Pastor sagte, er freue sich, den andern so gesund zu treffen, er habe sich die Krankheit schlimmer gedacht; der Unternehmer fragte verwundert, und so stellte sich heraus, daß er überhaupt nicht krank war und daß niemand im Hause wußte, wer den Pastor geholt haben könne.

Schaumburg zog die Stirn kraus und sagte: „Ein alberner Streich, den man Ihnen oder mir gespielt hat." Der Pastor schüttelte den Kopf und erwiderte: „Die Frau war in höchster Angst, ich nahm an, daß es eine sehr nahe Verwandte von Ihnen sei, ich hätte gedacht, sie müßte Ihre Gattin sein, wenn ich nicht gewußt hätte, daß Sie seit fünfzehn Jahren Witwer sind."

Es war, als ob diese letzten Worte irgend etwas in Schaumburg erregten. Er sagte ernst: „Setzen Sie sich. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, wie die Sache zusammenhängt. Nun sind Sie bei mir und ich möchte mit Ihnen sprechen."

Er ging im Zimmer auf und ab und sprach abgebrochen. Zuweilen stellte er sich hinter einen Stuhl, stützte sich auf die

Lehne und sah seinen Zuhörer scharf an; meistens ging er mit gesenktem Kopf, die Hände auf dem Rücken.

Er sagte: „Ich bin ein alter Mann, Sie sind ein junger Mensch. Ich habe Lebenserfahrung, Sie nicht; Sie können mir nichts sagen. Dennoch spreche ich zu Ihnen, denn Sie sind ein Mann der Kirche, vielleicht weiß die Kirche doch etwas, das für mich passend ist. Seit langen Jahren bin ich nicht im Gottesdienst gewesen, seit dem Tode meiner Frau. Meine Frau war fromm; aber ich habe nie verstanden, was das ist: Frömmigkeit, Glauben. Ich hatte auch immer zu viel zu arbeiten. Ich dachte, es sei bei meiner Frau die Nachwirkung des Elternhauses, ich habe sie nie gestört, denn ihre Frömmigkeit hing mit ihrem ganzen Wesen zusammen, es wäre roh von mir gewesen, wenn ich nicht mit ihr zur Kirche gegangen wäre. Nun ist jetzt der allgemeine Zusammenbruch unseres Volkes, der ganzen europäischen Welt gekommen, und es ist mir wie eine Ahnung, daß das, was die Kirche lehrt, doch mehr ist, als ich dachte. Aber wie soll ich das verstehen? Ich muß Ihnen mein Leben erzählen.

Mein Vater war ein kleiner Händler, er ist noch mit dem Packen auf dem Rücken durch die Dörfer gewandert und hat Stahlwaren verkauft. Dann hat er die Fabrik hier gegründet, ich habe sie hoch gebracht. Sie wissen, ich beschäftige an zehntausend Arbeiter, die in der Stadt und in den Dörfern bis auf zwei Stunden Entfernung wohnen. Sie werden auch gehört haben, daß ich mein Vermögen auf etwa fünfzig Millionen veranschlagen kann.

Was habe ich von meinem Reichtum? Nichts. Sie wissen, ich lebe wie ein kleiner Angestellter, wie ich es von meinem Elternhause her gewohnt bin. Vielleicht denken Sie, daß die Macht einen Reiz für mich hat, denn ein großer Unternehmer

hat ja heute eine Macht, wie sie ein Fürst nie hatte. Nun, mein Fabrikpförtner genießt seine Macht, ich nicht. Das ist ja alles Geschwätz, was darüber gesagt wird. Ich habe nur eins."

Hier blieb der Erzähler vor dem Pastor stehen, sah ihm starr ins Gesicht und sagte: „Ich habe den Tugendstolz. Ich bin ein harter Mann. Aber ich bin gegen mich selbst am härtesten. Ich verachte die Menschen. Aber ich verachte sie nur, weil ich noch keinen gefunden habe, der sittlicher war wie ich. Verstehen Sie mich? Meine verstorbene Frau war mehr wert wie ich, denn sie hatte Güte. Aber außer uns beiden habe ich in der Welt nur Pöbel getroffen.

Sie werden sagen: ‚Das ist das Los des Mächtigen und Reichen.' Sie haben recht. Wer zu mir kommt, der will immer etwas von mir haben. Wenn er ins Zimmer tritt, dann sehe ich seinen Schultern an, daß er ein Bettler ist. Sie haben eine Ausnahme gemacht, aber solche Ausnahmen sind außerordentlich selten. Wenn Sie nicht eine Ausnahme gemacht hätten, dann spräche ich nicht zu Ihnen.

Wie kann ein Mensch wie ich leben? Sie wissen, meine beiden Töchter sind sozialdemokratisch gesinnt. Ich habe versucht, ihnen den Unsinn klarzumachen, es ist unmöglich. Nun, dafür sind sie Frauenzimmer. Aber was kann ich noch mit ihnen gemein haben? Sie gehören wenigstens nicht zum bettelnden Pöbel; aber sie leben in einem kindischen Selbstbetrug, ich kann mit ihnen nicht sprechen, sie verstehen mich nicht.

Ich habe gelebt, indem ich meine Arbeit getan habe. Meine Arbeit, das ist meine Fabrik. Hätte ich einmal eine Freude gehabt in dem halben Menschenalter seit dem Tode meiner Frau, so hätte ich mich für einen verächtlichen Menschen gehalten. Klingt das pathetisch, was ich da sage? Es soll nicht so klingen. Sie werden wohl nicht glauben, daß ich es nötig habe,

mich vor Ihnen zu rühmen. Auch wenn ich etwas auf das Urteil irgendeines Menschen gäbe, hätte ich das nicht nötig.

Aber was ist meine Fabrik? Ich habe die Arbeit gebraucht, wie der Pöbel den Schnaps gebraucht, ich habe mich mit ihr betäubt. Das ist mir erst jetzt klar geworden, daß ich mich betäubt habe; und ich muß doch einen Grund gehabt haben, um mich zu betäuben.

Sie wissen wohl so ungefähr, wie die Dinge stehen. Die Lohnforderungen der Arbeiter sind so gestiegen und ihre Arbeitsleistung ist so gesunken, daß ich in meinem Betrieb zusetze. Wenn die Dinge zwei Jahre so gehen wie bis jetzt, dann sind meine fünfzig Millionen hin. Nun, mir liegt nichts an dem Geld. Dann ist aber auch mein Unternehmen hin.

Verstehen Sie mich recht. Ich bin nicht wehleidig. Meine Leute sind dann brotlos und müssen verhungern. Nun, sie haben das eben gewollt, ich habe sie immer nur als Mittel betrachten können. Ich weiß, Kant findet das nicht sittlich; er hätte einmal ein Jahr lang Unternehmer sein sollen. Meine Lebensarbeit, was man so nennt, ist vernichtet. Nun, ich habe mein Leben doch gelebt und habe es gelebt, wie ich gewollt habe, ich habe also ein Kartenhaus gewollt. Ich bin nicht wehleidig.

Aber wie kommt es, daß ich ein Kartenhaus gewollt habe? Wie kommt es, daß ich die Arbeit gebraucht habe wie der Pöbel den Schnaps? Wie kommt es, daß ich nie gedacht habe: Weshalb lebe ich eigentlich?

Meine verstorbene Frau hat gewußt, weshalb sie lebte. Ich habe über dieses Wissen im Stillen gelächelt und ich habe sie dieses Lächeln nur deshalb nicht merken lassen, weil sie zu mir gehörte, weil sie der einzige Mensch meinesgleichen war, und einen solchen Menschen muß man doch schonen. Ich könnte mir denken, daß im Glauben die Worte immer nur das bedeuten,

was dem Gläubigen angemessen ist. Wäre es nicht möglich, daß Sie mir als Vertreter der Kirche ein Wort sagen könnten, das mir ein Schlüssel wäre? Vielleicht wäre in dem Glauben, den meine verstorbene Frau hatte, auch für mich eine Lösung, könnte ich durch ihn die Frage beantworten: Weshalb lebe ich eigentlich? Vielleicht wäre das heute eine Lebensmöglichkeit für mich, wenn ich das Wort hätte, durch welches dieser Glauben das für mich Angemessene bedeutete?"

Der Pastor antwortete: „Sie stellen die Frage, wie sie ein heutiger Mensch stellen muß. Auch ich müßte sie so stellen, aber ich habe das nie getan. Ich muß Ihnen antworten: Ich kann Ihnen keine Antwort geben; und ich muß hinzufügen: Sie haben eine Selbstlüge in mir gestört durch Ihr Bekenntnis, und nun bin ich genau so verzweifelt wie Sie, denn Sie sind verzweifelt; Sie sind seit dem Tode Ihrer Gattin verzweifelt."

Schaumburg ging im Zimmer auf und ab und sagte: „Es ist also, wie ich dachte. Wozu sprechen wir?"

Nun erhob sich der Pastor, trat ihm gegenüber und sprach: „Ich bin ein junger Mann und ich darf nicht wagen, die Tiefe Ihres Erlebnisses mit dem zu vergleichen, was in mir vorgegangen ist. Aber Sie haben recht, daß ich aus meiner Kirche vielleicht etwas habe, das Ihnen helfen kann —" Er fügte hinzu: „und vielleicht auch mir.

Sie sind stolz, und Sie haben ein Recht, es zu sein, wenn Sie sich mit den Menschen vergleichen, die sie als Pöbel bezeichnen. Aber weshalb vergleichen Sie sich nicht mit andern? Sie sagen, daß Ihre Gattin höher stand wie Sie, weil sie Güte hatte. Weshalb vergleichen Sie sich nicht mit Ihrer Gattin, weshalb sind Sie nicht gütig? Aber weiter. Haben Sie nicht in Ihrer Jugend die christliche Lehre erfahren, steht nicht das

Bild unseres Heilands vor Ihren Augen? Weshalb sagen Sie sich nicht: ich muß ihm nachfolgen?"

Schaumburg blickte den Pastor erstaunt an und sagte: „Ich habe nie daran gedacht."

„Christus hat die Menschen geliebt; glauben Sie nicht, daß er sie noch mehr verachtet hat, wie Sie? Die Menschen schlugen ihn ans Kreuz für seine Liebe, und er sagte: ‚Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.' Sie haben eine Fabrik geleitet, und Ihr Unternehmen wird durch die blinde Gier Ihrer Arbeiter vernichtet. Wenn Sie imstande wären, zu sagen: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun, das ehrlich zu sagen, mit der Ehrlichkeit, die Sie bis nun hatten; würde Ihnen das nicht helfen?"

Schaumburg preßte die Stirn an die Fensterscheibe und sagte: „Es würde mir etwas helfen. Und vielleicht, vielleicht könnte ich dahin kommen, daß ich es sagte. Sie verlangen aber viel von mir."

„Noch eines," sprach der Pastor fortfahrend. „Unsere kirchliche Lehre glaubt, daß bei der Errettung eines Menschen die göttliche Gnade von oben und eine Selbsttätigkeit des Menschen von unten zusammenkommen müssen. Ich bin oft erschrocken gewesen vor einer furchtbaren Ausgestaltung dieser Lehre, wie sie noch Luther hat und wie sie heute kaum noch einer verträgt, nämlich, daß die göttliche Gnade nicht jedem zuteil wird; ich bin oft erschrocken gewesen, aber ich glaube, daß ich beginne zu verstehen, was mit diesem Gedanken gemeint ist, daß dieser furchtbare Gedanke eine furchtbare Tatsache ausdrückt. Könnten Sie nicht glauben, daß in dieser Zeit die göttliche Gnade auf Sie wirkt, daß Sie ihr selbsttätig entgegenkommen müssen?"

„Ich habe mir das schon gedacht," erwiderte Schaumburg.

„Wir müssen ja offen sprechen. Ich glaube nicht, daß der

sonntägliche Gottesdienst heute noch einen Wert hat. Dennoch werde ich von nun an in Ihre Kirche kommen, denn es wäre doch möglich, daß auch hier noch eine Möglichkeit wäre, die ich heute nur nicht sehe; und ich habe den Willen, selbsttätig der Gnade entgegenzukommen."

Der Pastor verabschiedete sich und ging nach Hause. Am übernächsten Tag war sonntäglicher Gottesdienst. Er stand auf der Kanzel und blickte sich um; die Gemeinde war leicht zu übersehen; einige alte Frauen, ein einziger alter Mann. Schaumburg sah er nicht.

Am Nachmittag besuchte er Schaumburg. Er fand ihn im Wohnzimmer, in einem großen Polsterstuhl sitzend und ihm zulächelnd. „Sind Sie krank?" fragte der Pastor. „Ein leichter Schlaganfall. Aber das ist nur der Anfang," erwiderte mühsam der Kranke.

Der Pastor wollte ihm sein Bedauern aussprechen und die Hoffnung auf Besserung ausdrücken, wie man ja herkömmlich in solchem Falle zu tun pflegt. Sein Auge fiel auf ein großes Bild über dem Sofa, das eine Dame im schwarzen Kleid mit einem schwarzen Spitzentuche auf dem Kopf darstellte. „Diese Frau hat mich vorgestern zu Ihnen gerufen," sagte er, auf das Bild zeigend. „Ich wußte es," erwiderte Schaumburg. „Es ist meine verstorbene Frau."

Der Pastor wollte lebhaft etwas sagen; das Wort erstarb ihm auf der Zunge, als er in das ernste Gesicht Schaumburgs blickte, dem der nahende Tod schon eine überirdische Schönheit aufprägte.

„Früher hätte man das für ein Wunder gehalten," sagte Schaumburg. „Damals hatten die Leute es leichter, wie wir es heute haben. Nun, Wunder sind nicht unmöglich, denn da die Ursächlichkeit eine Vorstellungsform von uns ist, so leben wir

natürlich in einer streng ursächlich geordneten Welt. Aber was geht mich denn das an, daß Wunder nicht möglich sind, daß Ihre Erscheinung sich vielleicht vernünftig erklären läßt dadurch, daß ich mein Ende unbewußt ahnte, daß ich im Glauben meiner verstorbenen Frau eine Rettung für meine Seele spürte, daß ich ein Phantasiebild meiner Frau schuf, wie wir im Traume schaffen und es Ihnen zuschickte durch Gedankenübertragung — was geht mich denn eine solche wissenschaftliche Erklärung an? Nicht das ist ja wichtig."

Der Pastor erwiderte ihm tief ergriffen: „Sie haben recht. Auch ich kann nicht an ein Wunder glauben, dennoch bin auch ich tief erschüttert. Ich sehe, Sie haben die Rettung für Ihre Seele gefunden. Ich weiß für meine Seele keine Rettung."

Der Sterbende lächelte, sein Lächeln wurde immer geistiger; „Sie können sie ja noch nicht haben. Ich denke, wir bekommen einen neuen Glauben. Meine Frau war gut, sie lebte von Hause aus in Gott, sie lebte so in kindlicher Weise. Wir aber können nicht in kindlicher Weise leben. Wir suchen, suchen. Und wenn wir im Sterben liegen, dann kommt die Gnade."

Der Pastor stürzte dem Sterbenden zu Füßen und flüsterte: „Segne mich, Vater." Der Sterbende erhob seine gesunde Linke und legte sie dem Knienden auf das Haupt. „Es ist ja alles anders, wie du denkst," sagte er, „viel schöner, viel schöner."

Die kleine Spinne

Auf einem Schloß wohnte ein vornehmes und begütertes Ehepaar, welches einen einzigen Sohn namens Manfred hatte. Dieser wurde zusammen mit einer um fünf Jahre jüngeren entfernten Verwandten namens Elfriede aufgezogen, deren Eltern früh gestorben waren und ihr einen größeren Besitz hinterlassen hatten.

Die Kinder betrachteten sich wie Bruder und Schwester. Der Jahresunterschied war gerade so groß, daß eine Fürsorglichkeit des älteren Knaben sich entwickeln konnte und ein frommer Gehorsam des sonst wilden und unbändigen Mädchens. Es war natürlich, daß der Knabe Art und Weise der Spiele angab, die denn also knabenmäßig waren: Klettern in den Ruinen der alten Burg, Verstecken auf den weiten Böden und Speichern der Wirtschaftsgebäude, Suchen von allerhand Pflanzen und Tieren, Ordnen und Sammeln des Gesuchten. Die Kinder wurden im Hause unterrichtet; so blieben sie beisammen bis Manfred das Alter erreicht hatte, um als Fähnrich ins Heer einzutreten.

Als unsere Geschichte spielt, ist Manfred zweiundzwanzig Jahre alt und schon seit längerer Zeit Leutnant, und Elfriede zählt gerade siebzehn Jahre. Manfred war auf Besuch zu seinen Eltern gekommen; er hatte die Heimat seit fast zwei Jahren nicht gesehen; und Elfriede, die er noch als wildes Kind verlassen, trat ihm als schüchterne Jungfrau entgegen; sie reichte ihm die Hand und wurde rot; aber mutwillig blitzte ihn unter den gesenkten Augenlidern ein Blick an; denn mit einem Male spürte sie, daß auch Manfred verlegen war.

Am Nachmittag nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn auf ihr Zimmer. Da hatte sie auf ihrem Tisch die dicken Mappen ihres Herbariums aufgebaut. Manfred war sich bewußt, daß er sich seit seiner Knabenzeit mit so gelehrten Sachen, wie

er sie nannte, nicht mehr beschäftigt hatte und wollte leutnantsmäßige Späße über die getrockneten Blumen machen; aber Elfriede kam ihm zuvor und griff ihn mit scherzhaften Scheltreden an, sie fragte ihn nach Namen von Pflanzen, und indem er so ungeschickt war, auf ihre Anfragen einzugehen, spottete sie über seine Unwissenheit. Er wurde verlegen, vielleicht weniger über die Unwissenheit wie über ihre Art, sie wurde immer übermütiger, lachte und schalt, endlich schlug sie die Mappe zu, band die Bänder zusammen, nahm ihn unter den Arm und sagte: „Man kann nichts Verständiges mehr mit dir reden, wir wollen in den Garten gehen."

Es war, als sei das alte Verhältnis der beiden umgekehrt. Das Mädchen lachte ausgelassen, höhnte den Freund, lief und sprang; Manfred war ungeschickt, wußte nichts zu erwidern, folgte langsam der Voraneilenden und ärgerte sich über sich selber und seine dumme Rolle: was denn nicht bewirken konnte, daß sein Betragen geschickter wurde.

Endlich machte er sich mit gespielter Gleichgültigkeit los, indem er erklärte, er habe Kopfschmerzen und wolle allein sein; Elfriede warf den Kopf zurück, verzog den Mund und ging; er wandelte eine Weile auf den verschlungenen Wegen zwischen Gebüsch und Bäumen, nachdenklich ohne nachzudenken; dann setzte er sich auf eine Bank und ließ unbestimmte Vorstellungen vor seinem Geist vorbeiziehen.

So war er in einer Art von hellwachem oder halbbewußtem Zustand, in welchem er wohl fühlte, daß von fern eine Drossel schlug, daß eine Birke vor ihm ihre Blüten hängen ließ, daß Veilchen dufteten, und daß in ihm selber eine unbekannte Unruhe sich bewegte; aber es war, wie es uns geschieht, wenn wir vor dem Einschlummern sind, wo die Bilder der Welt sich verändern und jenseitiger werden, wunderbare Verbindungen von

Gedanken und Vorstellungen sich bilden und wir selber uns unwirklich vorkommen.

Plötzlich fühlte er im Gesicht einen Grashalm, der ihn kitzelte; halb im Traum und doch schnell griff er zu, da faßte er Elfriedens Händchen; Elfriede wand sich und suchte ihre Hand zu befreien, er war aufgesprungen und stand ihr gegenüber, sie lachte, trotzte, schalt; noch war sein Handeln unbewußt, mit einem Male kam es ihm zu halber Klarheit, da hatte er sie auch schon ganz im Arm, hatte ihren Kopf in der Hand und küßte die Lippen der Widerstrebenden, sie wand sich, ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie stemmte die Hände gegen seine Brust; plötzlich wurde sie ganz schwach, sie lag an seiner Brust, ihre Augen waren halb geschlossen, und sie erwiderte schwach seine Küsse.

Er setzte sich auf die Bank, zog sie auf seinen Schoß, sie schmiegte sich und verbarg ihr Gesicht an ihm. Er flüsterte „Habe doch keine Angst, meine Eltern wünschen es ja, daß es so kommt." Blitzschnell erhob sie den Kopf, sah ihn an, versteckte dann das Gesicht wieder. Er sprach weiter, leise und zärtlich, indem er die Unbewegliche auf dem Schoß umschlungen hielt, daß er den Eltern gleich alles berichten wolle, daß sie bald heiraten könnten, und weil er dachte, daß er sprechen müsse und doch nicht seine Gefühle in Worten ausdrücken mochte, denn das wäre ihm schamlos geschienen, so sprach er von seinen Kameraden und Vorgesetzten; und während er so Gleichgültiges erzählte, drehte er sich mit zitternder Hand einen kleinen Ring mit einem grünen Edelstein vom Finger, suchte ihr Händchen, suchte einen Finger aus und steckte dem den Ring an; Elfriede ließ alles geduldig geschehen, und als der Ring am Finger war, da schloß sie die Hand zur Faust.

Er sagte: „Nun müssen wir gehen," da stand sie auf, und er stand auf, und sie gingen nebeneinander, schüchtern und

stumm dem Schlosse zu. Sie trocknete sich plötzlich mit dem Handrücken die Augen, er wurde ängstlich, faßte ihre Hand und fragte, ob sie ihm zürne; sie schüttelte den Kopf und lächelte sanft, dann sagte sie leise: „Ich bin so glücklich.“ Aber sie gingen auf einem offenen breiten Weg vor dem Schlosse und konnten von allen Seiten gesehen werden, so mußten sie weitergehen, als seien sie ganz unbefangen.

Es geschah nun, was notwendig und gebräuchlich war, in Freundlichkeit und Liebe, und die beiden hatten ein tiefes Gefühl von Zusammenhang mit allem. Unter Gesprächen mit den Eltern, allerhand Erwägungen verging sehr schnell die Zeit, es war wie im Traum, da war es Mittag.

Elfriede stieg auf ihr Zimmer, goß Wasser in die Schüssel und streifte die Ärmel hoch, sich die Hände zu waschen. Da sah sie im Wasser leicht schwimmen eine kleine Spinne, die wohl in die Kanne gefallen und nun mit ausgegossen war. Das Tierchen hatte sich gekugelt, um sich zu schützen bei dem Schwall des gegossenen Wassers, es war, als ob es auf dem Wasser rollte. Behutsam glitt Elfriede mit der Hand ins Wasser, hob sie, ließ das Wasser durch die Finger ablaufen, da lag die kleine Kugel in ihrer Hand. Das Fenster stand offen, die Sonne lag heiter auf dem weißgestrichenen Fensterbrett; dahin brachte Elfriede das Tierchen, indem sie es behutsam aus der Hand gleiten ließ. Es lag einen Augenblick, da hatte es auch schon einen dünnen Faden angeheftet uud flog nach außen, getragen durch die Luft, die an der weißen Wand warm nach oben stieg.

Nun trat Elfriede zurück, wusch sich schnell, trocknete sich an dem leuchtenden Handtuch, blickte in den Spiegel und nestelte an den Haaren, dann ging sie aus dem Zimmer und stieg treppab.

Der Ring war etwas zu groß für ihren zarten Finger, sie

hielt der Vorsicht wegen die Hand immer geschlossen. Zuweilen sah sie heimlich den grünen Stein an, der ihr recht in die Augen blitzte. Wenn sie mit andern sprach und ihre Hand etwa unterm Tisch hatte, dann machte es ihr Freude, mit dem Ring zu spielen, sie drehte ihn mit dem Daumen, daß der Stein nach innen kam, drückte die Hand zur Faust, daß sich der Stein dem Fleisch einpreßte, drehte den Stein wieder zurück an seine Stelle, und übte vielerlei dergleichen Bewegungen.

Am späten Abend, als nach dem Essen die Familie im Wohnzimmer beisammensaß, der Vater in einer Zeitung blätterte und suchte, die Mutter das Haushaltungsbuch nachsah, Manfred leise zu Elfrieden sprach, dachte Elfriede plötzlich wieder an ihren Ring. Sie saß im Dunkeln am Fenster, Manfred hatte sich über ihren Stuhl gebeugt. Wie sie es gewohnt, drehte sie den Ring mit dem Daumen nach innen, da merkte sie plötzlich, daß der Stein fehlte; sie führte die Hand rasch zu den Augen, der Stein war nicht da. Schnell legte sie die Hand wieder fort, Manfred sagte nichts über die Bewegung, er war in einem längeren Gespräch; eine Angst überfiel sie, daß das Herz ihr stockte, immer fühlte sie mit dem Daumen die leere, zackige Stelle des Ringes. Sie konnte nicht mehr aufmerksam dem Geliebten zuhören, er spürte ihre Unruhe und fragte; die Eltern mengten sich ein, die Mutter sagte, Elfriede habe sehr viel erlebt an dem Tage, sie solle zu Bett gehen. Gehorsam erhob sie sich, küßte den Eltern die Hand, verabschiedete sich von Manfred mit einem Händedruck und ging dann eilig.

Auf ihrem Zimmer suchte sie mit dem Licht überall auf dem Boden, sie rief sich alles, das sie getan, in das Gedächtnis zurück, um sich klarzuwerden, wann und wo der Stein verloren gegangen sein konnte, sie hatte ihn noch kurz vor dem Abendessen gespürt, als sie hier oben auf ihrem Zimmer gewesen war;

sie konnte ihn hier verloren haben, auf der Treppe, im Speisezimmer oder im Wohnzimmer. Was getan werden konnte, das war ja sehr einfach, war auch recht wenig, dennoch bedachte sie es lange und gründlich; sie beschloß, mit dem Frühesten aufzustehen, ehe die Dienstboten wach waren und weiterzusuchen, dann die Dienstboten anzustellen. Seufzend erhob sie sich von ihrem Stuhl, kleidete sich aus, löste die Haare und steckte sie wieder fest, dann legte sie sich und versuchte zu schlafen.

Sie schlief wohl spät ein, es war ihr aber, als schlafe sie überhaupt nicht. Da sah sie die kleine Spinne plötzlich auf sich zukommen, und es war so hell, daß sie deutlich alles sehen konnte. Die kleine Spinne richtete sich auf und bewegte die Vorderfüße wie Hände, dann sprach sie mit einer wunderlichen dünnen Stimme:

„Gehe von dem Fenster, in das du mich setztest, zwei Schritte ins Zimmer, da liegt der grüne Stein, nicht der Mitte des Fensters gegenüber, sondern etwa in der Mitte der linken Hälfte links, so gerechnet, daß du mit dem Rücken zum Fenster stehst. Er liegt auf dem Teppich, auf der Ecke; wenn du die Ecke sorgfältig umkehrst, so gleitet er auf die Diele. Dies sage ich dir, weil du mir das Leben gerettet hast, und weil es schade wäre, wenn du den Stein nicht wiederfindest; denn er ist ein Geschenk von Manfred, und es wäre eine üble Vorbedeutung, wenn du ihn nicht wiederbekämst.“ Nach diesen Worten war die kleine Spinne verschwunden, Elfriede aber war es, als ob sie nun einschlief, denn sie war nun beruhigt und wußte, daß sie den Stein wiederbekommen würde.

Am andern Morgen suchte sie gleich an der Stelle, welche die Spinne ihr gesagt; sie hob vorsichtig die Ecke des Teppichs auf, da glitt der grüne Stein auf die Diele zu ihren Füßen.

Der gespenstische Liebhaber

In den letzten Zeiten des Reiches von Byzanz hatte eine vornehme Familie einen großen Palast in einer Hauptstraße, welcher nach außen fast fensterlos war, aus dicken und schweren Steinen erbaut, noch aus der Zeit, da die Franken die Herren des Landes gewesen waren und Schlösser und Burgen gebaut hatten, indem sie ihre Landessitte mit den Gewohnheiten der beherrschten Bevölkerung verbanden. In diesem Palast lebte bei ihren Eltern eine einzige Tochter namens Theodosia, die sich nun schon in dem Alter der Mannbarkeit befand.

Theodosia hatte nie das hochgemauerte Haus ihrer Eltern verlassen, sie hatte nie Wiesen, Wälder und Felder, Landstraße und Gebirge gesehen, Meer und Inseln; nichts kannte sie von der Außenwelt, als eine Strecke der Straße vor dem Hause von etwa hundert Schritten: die gegenüberliegenden Häuser, Vorübergehende, Reiter und Wagen, alles von oben gesehen durch eine kleine Luke, welche dicht unter dem Dach war. Sehr selten nur geschah es, daß einmal ein Mensch sein Gesicht hochrichtete, so daß sie einen Bart erblickte, einen Mund und eine Nasenspitze, sonst schaute sie nur auf Hüte, Turbane, Mützen, Helme und allerhand sonstige Kopfbedeckungen im Gedränge und Gewimmel der engen Straße. Aber stundenlang lag sie auf dem Speicher unter den heißen Ziegeln und blickte durch die Luke auf die Straße nieder, ob sie ein Gesicht erblicken konnte.

Die Fenster des Hauses gingen auf den Hof. In dessen Mitte stieg und fiel ein Springbrunnen plätschernd in einem runden Becken. Ringsum führten Laubengänge mit geschwungenen Bogen, schwerverzierten Steinsäulen. In den Zimmern war es dämmerig und kühl, und Teppiche lagen in ihnen und Kissen.

Ein junger Deutscher aus vornehmer Familie, ein Junker

Ottokar von Hagen, studierte in Paris Theologie. Er wollte das heilige Land besuchen, wie er meinte, aus Frömmigkeit, um die Stätten zu sehen, welche des Herrn Fuß betreten hat; aber wir wissen ja, wie uns unsere Triebe belügen, und vielleicht drängte ihn ein Dunkles des Blutes, eine Unruhe und Sehnsucht, oder etwas Fremdes, das in ihm saß. Er kam bis Byzanz. Aber weil gerade heftige Kämpfe mit den Türken waren, so konnte er nicht weiterreisen und mußte in der fremden Stadt verharren.

Theodosia blickte aus ihrer Luke auf die Straße unter sich mit dem Gewirr und Gewimmel der Menschen. Sie lag auf den Knien, ihr Köpfchen war über die Mauer gebeugt, schwarze Locken fielen ihr zu beiden Seiten an den hellen Wangen nieder. Da sah sie unten, vor dem Haus gegenüber, an die Mauer gelehnt, den Hut in der Hand und das bartlose Gesicht mit den strahlenden Augen auf sich gerichtet, den deutschen Theologen stehen. Sie stieß einen Schrei aus und fuhr zurück, sie hielt sich das klopfende Herz mit den Händen und verharrte eine Weile in dem Helldunkel des heißen, staubigen Speichers; dann blickte sie vorsichtig wieder nach unten, sie sah den Jüngling noch in derselben Stellung stehen.

Nun erhob sie sich auf wankenden Beinen und stieg mit zitternden Knien die Treppe hinunter zu ihrem kühlen Zimmer, dessen Tür auf die umgehende Laube führte. Sie kauerte sich auf ein Kissen nieder und saß lange erschrocken und unbeweglich. Vom Hof her rauschte, klang und plätscherte silbern der Springborn.

Der Tag verging, wie die Tage vergehen, und es kam die Nacht. Sie lag allein in ihrem großen Zimmer auf ihrem Bett aus Ebenholz und Elfenbein und lauschte im Halbschlaf, durch geschlossene Fenster und Türen klang das unermüdliche Geräusch

des springenden, tropfenden und fließenden Wassers. Es war alles tiefdunkel um sie, und der Raum war nicht zu erkennen, ob er nicht unendlich war; da hörte sie eine männliche Stimme neben sich, die sagte: „Ich bin der Deutsche Ottokar von Hagen, ich habe dich heute gesehen, als du auf die Straße niederschautest, und nun bin ich zu dir gekommen, weil ich dich liebe." Sie antwortete nicht, nur ein erstickter Laut kam aus ihrer Brust, der vielleicht ein Schrei geworden wäre.

Er legte sich neben sie, die vor Schreck erstarrt war, drückte sie an sich mit warmen und starken Armen, küßte sie mit festen Lippen. Sie wußte nicht, wie sie hätte widerstehen sollen, sie dachte auch nicht an Widerstand; sie seufzte nur. Lange war es so, daß sie wie leblos in seinen männlichen Armen lag, dann erwiderte sie Kuß und Liebkosung und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Die Nacht war dunkel, und sie wußte nicht, ob sie langsam verging oder schnell. Aber da war morgendliches Zwielicht im Zimmer, und in das Rauschen des Springborns fiel von draußen ein Drosselschlag. In ihren Armen ruhte mit geschlossenen Augen ein Mann. So wurde ihr klar, daß sie nicht geträumt hatte, und sie tat einen lauten Schrei. Da schlug der Mann die Augen auf, einen Augenblick fühlte sie die Augen auf ihrem Gesicht ruhen mit einem Ausdruck von unendlicher Zärtlichkeit und Sehnsucht, keinen Laut gab der Mann von sich, dann war es, als ob seine Gestalt sich in ihrem Arm verflüchtigte, sie fühlte nicht mehr seine Schulter, sie sah noch luftig Gesicht und zärtliches Auge, dann war sie ganz allein. Sie blickte sich um, ihre Bettdecke lag so, daß nur ihr Körper sich abzeichnete, nicht mehr wie eben, noch ein zweiter; die Wände waren stumm, das Zimmer unbewegt; sie sprang aus dem Bett und lief zur Tür, rüttelte; die Tür war verschlossen und verriegelt, sie hatte selber

am Abend den Schlüssel umgedreht und den Riegel vorgeschoben; ein Grauen faßte sie plötzlich, sie lief zurück zu ihrem Bett und zog sich die Decke über das Gesicht.

Sie war den Tag über wenig mit ihren Angehörigen zusammen und saß viel auf dem Teppich in ihrem Zimmer, indem sie an die Wand starrte und dem Brunnen zuhörte; es war ihr nicht klar, was mit ihr geschehen war, sie fürchtete sich vor der Nacht und wünschte sie doch herbei; sie dachte, daß sie geträumt haben müsse und konnte sich dann doch wieder nicht denken, daß alles nur ein Traum gewesen war.

So ging sie in ihr Bett, als es die Zeit war, und vor Angst drückte sie das Gesicht tief in das Kissen. Lange lag sie so, sie hörte die Glockenschläge vom Turm, welche die Stunden und halben Stunden angaben; die Glockenschläge folgten sich sonderbar schnell. Plötzlich fühlte sie, wie der Geliebte neben ihr lag; da hatte er sie auch schon umarmt und sie drückte ihn an ihre Brust und küßte ihn auf die Lippen.

Nacht für Nacht hatte sie so den Besuch des Geliebten, von dem sie nicht wußte, ob er nicht ein Gespenst war. Sie wurde blaß, müde und schwach, ihre Augen lagen tief, mit einem eigenen glücklichen Glanz. Die Mutter sah sie forschend und prüfend an, tat allerhand Fragen; der Vater nahm sie auf den Schoß, küßte sie auf die Stirn und fragte, ob sie sich krank fühle; sie schüttelte den Kopf.

In einer Nacht hielt sie den Geliebten umarmt, sie erzählten einander flüsternd, er sprach von der Burg seines Vaters, von seinen Eltern und Geschwistern; da wurde an der Tür gerüttelt, Lichterschein fiel durch das Fenster von der Hauslaube her; sie fühlte, wie der Geliebte in ihren Armen entschwand. Gehorsam stand sie auf, warf sich ein Kleid über und öffnete; da standen ihre Eltern im Laubengang vor der Tür, der Vater hatte

ein Licht in der Hand; sie traten rasch ein, der Vater musterte das kahle Zimmer, schlug das Bett zurück. „Mit wem hast du gesprochen?" fragte er.

Theodosia errötete tief, ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie fiel dem Vater zu Füßen. Der Vater faßte sie fest am Arm; da erhob sie sich und erzählte; sie erzählte alles, daß sie Ottokar von Hagen liebte, daß er sie nächtlich besuchte, und daß sie nicht wußte, wie er kam und ging, daß er eben verschwunden war, sie wußte nicht wie.

Der Vater klopfte mit dem Dolchgriff die steinernen Wände ab, er versuchte die Fliesen des Fußbodens; die Mutter setzte sich neben das weinende Mädchen auf das Bett, nahm ihre Hände und sprach flehend, ermahnend auf sie ein.

Am Morgen ging der Vater fort zum kaiserlichen Hof und besprach mit dem obersten Beamten der öffentlichen Sicherheit, was mit dem Deutschen zu tun sei. Der Beamte ließ einen Untergebenen kommen und befahl ihm, über Ottokar von Hagen nachzuforschen. Der Mann kam zurück und berichtete, daß sein Aufenthalt bekannt sei, daß er still lebe und bis nun nichts gegen ihn vorgelegen habe; der oberste Beamte gab Anweisung, ihn gefangenzunehmen und in das Gefängnis zu legen. Noch am Vormittag bekam Theodosias Vater die Nachricht, daß der Deutsche in festen Gewahrsam gebracht sei. Er besuchte sogleich den Gefangenen, um ihn zu sehen, welcher Art Mann er sei, und wie Herkommen und Verhältnisse, ob er ihn vielleicht als Schwiegersohn annehmen könne.

Ottokar lag in einem der tiefsten Kerker, der kein Licht von außen erhielt, weil er in die Erde hineingebaut war; eine schwere eichene Tür mit großen eisernen Beschlägen versperrte den Eingang; und er war noch mit zwei Ketten, eine an jedem Bein, an die Wand angekettet. Der Gefängniswärter sagte zu

Theodosias Vater, er habe gleich gesehen, daß der Verbrecher ein gefährlicher Mensch sei, deshalb habe er die größte Vorsicht angewendet.

Theodosias Vater nannte bekümmert dem Gefangenen seinen Namen, sagte ihm, daß er ihn habe aufheben lassen wegen dessen, das er seiner Tochter angetan, und fragte ihn nach Eltern, Heimat und Stand. Ottokar erwiderte: „Ich weiß weshalb Ihr mich fragt, und ich kann Euch sagen, daß ich berechtigt wäre, um die Hand Eurer Tochter zu bitten. Aber ich habe schon die Weihen empfangen, ich bin Priester.“ Der Vater sah Ottokar traurig an, schüttelte den Kopf und ging.

In der Nacht lag Theodosia wieder allein in ihrem Zimmer; sie weinte, und ihre Tränen näßten ihr Kopfkissen, denn sie dachte an den Geliebten, der im Gefängnis angekettet lag. Plötzlich fühlte sie neben sich den warmen Körper, wurde sie umarmt von kräftigen Armen, drückte sich ihr ein männlicher Mund auf ihren Mund zum Kuß. Sie schrie auf. „Still,“ sagte der Geliebte, „ich bin es, ich bin wieder zu dir gekommen.“ „Bist du es,“ rief Theodosia jauchzend auf und sie schlang die Arme um ihn. „Ja, ich erkenne dich jetzt, du hast dich befreit, du bist wieder bei mir.“ „Ich darf dich besuchen,“ sagte Ottokar.

„Mein Vater wollte erreichen, daß du im Kerker getötet würdest,“ sprach Theodosia. „Ich weiß es,“ erwiderte leise Ottokar. „Dann werde ich nicht mehr kommen können.“ „Wie? Du bist doch entflohen, du bist doch bei mir?“ flüsterte erregt Theodosia. Ottokar beantwortete ihre Frage nicht. Er sagte: „Solange ich am Leben bin, werde ich allnächtlich bei dir sein. Nachher ist es mir verboten.“

Der Quellmann

Ein Ritter fand im Wald an einer Quelle, die unter überhängenden Farnkräutern hochwallte, einen Jüngling liegen von fremdartigem Aussehen. Der Jüngling stand auf und grüßte ehrerbietig, der Ritter grüßte wieder. Dann fragte der Jüngling, ob der Ritter nicht einen Knecht gebrauche, denn er wolle einem Herrn dienen. Der Ritter betrachtete prüfend den jungen Mann, dann erwiderte er: „Ich will dich nehmen, denn du siehst mir ehrlich und fleißig aus."

Nun war der Knecht schon Wochen bei dem Ritter und war ein so guter Mann, wie der Ritter noch nie einen gehabt hatte. Die Pferde gediehen bei ihm, die Waffen waren immer sauber und in Ordnung, der Knecht war stets zur Hand, wenn er gebraucht wurde und führte willig und freundlich alles mit Schnelligkeit und Geschick aus, das ihm aufgetragen wurde. Die beiden Knaben des Ritters hingen an ihm, wie an ihrem älteren Bruder; er lehrte sie fechten, mit der Armbrust schießen, hob sie aufs Pferd. Er war auch fromm; nie fehlte er bei der Frühmesse, beim sonntäglichen Gottesdienst und den kirchlichen Feiern; da stand er immer bescheiden hinten am Türpfeiler, die Mütze in der Hand, und blickte gläubig und sehnsüchtig nach dem Priester hin. Der Ritter sagte ihm, er solle mit nach vorn kommen, in der Kirche gebe es keinen Unterschied von Herr und Knecht; aber er schüttelte den Kopf und sagte: „Das schickt sich nicht für mich."

Einmal ritt der Ritter mit ihm und sah sich um, da merkte er, daß Feinde hinter ihm her waren, acht an der Zahl. Vor ihm aber war der Fluß. Es schien ihm, daß er verloren sei. Der Knecht sprach: „Habt keine Sorge, Herr, ich weiß eine Furt," ritt ein kurzes Stück flußaufwärts und führte ihn dann quer durch das Wasser. Als die Feinde ankamen, standen sie vor dem tiefen Fluß und sahen ihn am andern Ufer davon-

reiten. Sie schüttelten die geballten Fäuste und riefen hinter ihm her: „Das ist der Teufel gewesen, der dich gerettet hat." Das Wort hörte der Herr und erschrak. Denn ihm war selber nicht klar geworden, wie es eigentlich geschehen war, daß er das Wasser durchquerte; es spülte seinem Pferd nur an die Hufe, und der Fluß war reißend und tief, und er hatte vormals nie von einer Furt an dieser Stelle gewußt. Er merkte sich aber den Ort und ritt am andern Tage allein hin, um nachzusehen, da konnte er die Furt nicht wieder finden.

Indem wurde des Ritters Frau krank. Sie lag mit hohem Fieber und redete irre, und niemand wußte, was ihr fehlen mochte, und als sie einen Tag ohne Besinnung so gelegen hatte, da dachte jeder, daß sie sterben werde. Der Knecht aber sagte zu seinem Herrn: „Habt keine Sorge, sie ist zu heilen. man muß ihr Löwenmilch zu trinken geben, dann wird sie wieder gesund werden." Die beiden Knaben weinten und rieben sich mit der einen Hand die Augen, mit der andern hielten sie sich am Kollersaum ihres Vaters fest, und der rang verzweifelt die Hände und sprach: „Wie soll ich ihr die verschaffen!" „Ich werde sie dir bringen," sprach der Knecht und ging fort; und nach kaum einer Stunde war er wieder im Rittersaal mit einem Krug, in dem er die Milch hatte. Der Herr ging mit ihm auf die Kammer der Kranken, richtete die Verwirrte hoch und hielt ihr die Hände, daß sie dem Knecht nicht das Gefäß aus der Hand schlug. Der goß Milch in eine Schale und setzte sie der Kranken an den Mund; die trank gierig, und schon im Trinken beruhigte sie sich, und als sie ausgetrunken, legte sie sich und sagte mit ihrer natürlichen Stimme: „Nun will ich schlafen," dann schlief sie ein und schwitzte während des Schlafes. Und als sie aufgewacht war, da fühlte sie sich gesund; sie blieb noch eine kurze Weile im Bett, aus Vorsicht,

aber dann erhob sie sich, und es war, als ob nichts gewesen wäre.

Nun aber wurde dem Ritter der Knecht noch unheimlicher. Er fragte ihn: „Wie hast du es gemacht, um die Löwenmilch zu bekommen?" Der Knecht antwortete: „Ich habe mich schnell nach Arabien versetzt, dort ging ich in eine Höhle, wo eine Löwin ihre Jungen säugte. Die nahm ich ab, dann gab mir die Löwin Milch." „So bist du wirklich ein Teufel," rief der Ritter und starrte den Knecht entsetzt an, die beiden Knaben aber verbargen sich ängstlich hinter ihrem Vater. Dem Knecht kamen die Tränen. Er sprach: „Ich habe immer in der Quelle gewohnt, immer habe ich das Wasser aus der Quelle getrieben und habe die Blätter des Waldes widergespiegelt, das ist so lange, wie der Berg steht. Dann hörte ich die Glocken, als ihr Menschen die Kirche gebaut hattet, und ich hörte auch zuweilen spielende und schreiende Kinder. Dadurch habe ich eine Sehnsucht nach euch Menschen bekommen."

Der Ritter sagte: „Nie hatte ich einen treueren und besseren Knecht, und du hast mir und meiner Frau das Leben gerettet. So bin ich dir verpflichtet, wie ich niemandem sonst verpflichtet bin. Aber ich habe Angst um mein und der Meinen Seelenheil, denn wer sich mit dem Teufel einläßt, dem geht es um die Seele." „Ich verstehe dich wohl," erwiderte der Knecht, „daß ich ein Teufel bin, und ich habe ja auch alle Erzählungen des Priesters gehört und weiß, daß der Teufel den Seelen von euch Menschen gefährlich ist. Zwar weiß ich nicht, wie das geschehen soll, denn ich will euch nichts Böses, aber ich verstehe ja manches nicht bei euch, und so wird es wohl so sein, daß ihr euch hüten müßt vor mir. Ich bin gern bei euch gewesen, denn ich war glücklich hier; ich habe nie gewußt, daß ein solches

Leben sein kann, und wenn ich hätte bleiben dürfen, dann hätte ich immer noch mehr Schönes gesehen."

Der Ritter sprach: „Du sagst es selbst, daß ich dich nicht bei mir behalten darf. Aber ich will dir wenigstens danken für deine Guttaten und deine Dienste, wie ich kann. Wähle, was du willst. Du sollst die Hälfte meines Besitzes haben, wenn du willst, denn meinen ganzen Besitz kann ich dir nicht geben, weil ich meine Familie ernähren muß und Pflichten gegen meinen Herrn habe im Kriegsdienst und sonstiger Hilfeleistung."

Der Knecht schüttelte weinend den Kopf, dann sagte er: „So-viel brauche ich nicht, und ich will dir nicht das Deinige nehmen. Aber wenn du mir sechs Schillinge geben willst als Lohn für meine Dienstzeit, dann will ich dir dankbar sein."

Der Ritter ging an seinen Kasten, schloß ihn auf, holte das Geld heraus und zählte es dem Knecht auf. Der nahm es, zählte es aus einer Hand in die andere, und nachdem er die Summe richtig befunden, gab er es dem Herrn zurück und sagte: „Weil ich dir mehr getan, als ich schuldig war, so bitte ich dich noch um eine Liebe. Nimm das Geld und lasse dafür eine kleine Glocke gießen, und hänge sie oben im Turm deiner Kapelle auf, und laß diese Glocke dann immer läuten, wenn die Leute in die Kirche kommen sollen."

Das versprach ihm der Ritter. Und nun sagte der Knecht, daß er gehen wolle, reichte den Kindern die Hand, die ihn ängstlich ansahen, und gab auch seinem Herrn die Hand. Wie der die Hand fühlte, da schämte er sich. Er wußte aber nicht, was er sagen sollte, deshalb schwieg er. Der Knecht merkte, was er dachte und sprach: „Du mußt bedenken, daß ihr immer anders seid. Jeder Mensch ist ein anderer. Und auch die kleinen Kinder sind schon jeder ein andrer Mensch für sich; deshalb habe ich die Kinder so besonders lieb. Wir aber sind einer so

wie sein Bruder, wir sind alle gleich. Du denkst, es ist unedel von dir, daß du mich gehen läßt. Aber das ist nun so, ein jeder Mensch ist ein besonderes Wesen für sich, wir aber sind wie die Bäume des Waldes, die einander gleichen, oder wie die Quellen, die einander auch gleich sind, und die Bäche. Das könnt ihr gar nicht verstehen. Ich nun bin schon etwas für mich geworden. Und wenn ich mein Glöckchen höre, das gezogen wird, um die Menschen in die Kirche zu rufen, dann denke ich an deine Kirche, und an die Kinder, welche knien und beten, und dann freue ich mich auch, daß es meine Glocke ist, welche die Menschen alle zusammenruft."

Damit grüßte er noch einmal alle, und dann ging er in die Küche und nahm Abschied von der Frau, und gab auch den andern Dienstboten die Hand, welche dort waren, und dann ging er.

Die heilige Petronella

Eine Familie Fraser besaß in einer kleinen deutschen Stadt von alters her ein bürgerliches Ackerwesen, das mit dem Hafnergewerbe verbunden war. Zu der Zeit unsrer Geschichte, um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, saßen auf dem Hof zwei Brüder. Der ältere war unverheiratet und betrieb die Landwirtschaft, der jüngere war Hafnermeister und hatte eine Frau und ein einziges Kind, ein Töchterchen. In der Landwirtschaft wurde noch eine Magd beschäftigt und der Meister hatte einen Gesellen, namens Josef, einen älteren, unverheirateten Mann. Auch die Magd war schon lange im Hause und hatte bereits die erste Jugend hinter sich; und so lebte denn das kleine Mädchen, sie hieß Petronella, zierlich und verhätschelt zwischen lauter älteren Leuten.

Es gibt ja ein altes Wort: „Wer keine Kinder hat, der weiß nicht, wozu er lebt." Die Eltern hatten naturgemäß ihr Leben auf das Kind eingerichtet; aber auch die drei unverheirateten andern Menschen dachten ihr Leben und ihr Lebensziel immer in Beziehung auf das Kind. Wenn der Oheim mit den langsamen und mißvergnügten Ochsen nach Hause kam, dann sprang ihm Petronella hüpfend entgegen, und griff in seine Ledertasche, die über dem Rücken des Sattelochsen hing; da hatte er immer etwas von seinem Nachmittagsbrot aufbewahrt, oder er hatte Haselnüsse gesammelt, oder eine Merkwürdigkeit eines wunderlichen Steines oder einer sonderbaren Frucht, an welcher er dann dem Kind lehrhaft mit erhobnem Finger die Allmacht Gottes aufwies. Am Sonntag nachmittag saß sie mit Josef zusammen in der Gesellenkammer, da schloß er seine buntblumig bemalte Truhe auf und nahm aus der Beilade sein Sparkassenbuch und sein Quittungsbuch über die Sterbekasse; dann setzte er sich die Brille auf die Nase und las mit Petronellen zusammen die Eintragungen durch. Wenn er starb, dann mußte

die Sterbekasse fünfzehn Taler auszahlen, dafür wollte er ein ehrliches Gesellenbegräbnis haben, denn das hatte er sich sauer verdient, und es gab Gesellen, die jedes Jahr den Meister wechselten, aber so einer war er nicht, er blieb bei seinem Herrn; und das Sparkassenbuch, wenn er es auf seine alten Tage nicht angreifen mußte, was er aber ungern getan hätte, denn es wäre schade gewesen, sollte Petronella erben, weil er nämlich keine Geschwister hatte und die entfernten Verwandten gingen ihn nichts an, die hatten sich nie um ihn gekümmert, und er wußte auch nichts von ihnen. In der Beilage lagen noch andere Sachen, aber die bekam Petronella nicht zu sehen, denn davon verstand sie noch nichts. Die Magd aber nahm das Kind gleichfalls wohl zu sich auf ihre Kammer und zeigte ihr, was sie besaß. Sie hatte eine Nichte, die nun auch schon in Dienst war, die sollte sie einmal beerben; aber einiges war Petronellen doch zugedacht, nämlich eine Briefmappe und eine Gipsfigur, auf welcher unten geschrieben stand, daß sie König Ludwig von Bayern darstellte. Diese beiden Stücke hatte sie einmal von ihrer ersten Herrschaft geschenkt bekommen, als ein Umzug gewesen war, und die waren passender für Petronella als für die Nichte.

Petronella war ein sittiges und fleißiges Kind. Sie ging mit zwei straff geflochtenen Zöpfchen, roten Backen, niedergeschlagenen Augen, sauber und ordentlich zur Schule, machte alle ihre Aufgaben und saß immer unter den Ersten. Wenn sie ihre Schularbeiten beendet hatte, dann saß sie gern in der Werkstatt und sah dem Vater und dem Josef zu. Die Töpferscheibe drehte sich, unter den geschickten Händen bildete sich flink der Topf, mit ein paar Griffen wurde ihm der Henkel angesetzt, dann wurde das Gebäu mit dem Draht von der Scheibe abgeschnitten und vorsichtig zum Trocknen hingesetzt. Der Geselle stellte Betrachtungen an. Er fand, daß des Menschen Los

Ähnlichkeit mit dem Topf hatte. Man wurde gebraucht, dann kriegte man den ersten Sprung, man wurde mit Draht umsponnen, dann ging man in Scherben und wurde fortgeworfen. Am Schluß solcher Betrachtungen säuberte er sich die Hände sorgfältig an der starrenden Schürze, zog sein Schnupftabakhörnchen vor, schüttelte sorgfältig von dem kostbaren Stoff auf den Handrücken, und zog ihn mit Genuß in die Nasenlöcher, in eines nach dem andern. Der Meister schüttelte über solche Gedanken den Kopf und sagte: „Du vergißt die unsterbliche Seele, Josef." Josef aber meinte, die unsterbliche Seele sei eine Sache für sich, er spreche nur von dem Leben, wie es hier auf der Erde ist. Solchen Gesprächen hörte das Kind mit großen Augen zu. Lange aber durfte sie in der Werkstatt nicht bleiben, denn die Mutter rief sie in die Küche, wo sie bei Kartoffelschälen, Gemüseputzen und Geschirrabwaschen schon fleißig mithelfen konnte. Dabei erzählte ihr denn die Mutter, was eine Frau tun muß in ihrem Haushalt, daß alles ordentlich ist und nichts verschwendet wird, denn der Mann fährt es im Fuder ein, aber die Frau trägt es in der Schürze hinaus, und eine tüchtige Frau kann ihren Mann hochbringen.

Seit Urzeiten verfertigen die Hafner allerhand kleine Figürchen als Spielzeug für Kinder: einen Affen, der an einem Stabe geht, einen Bären, allerhand andere Tiere. Es hat sich eine bestimmte Form für diese Tiere entwickelt, die von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wird, denn dem Lehrling wird nicht etwa das lebende Tier vorgeführt und ihm gesagt, daß er nach diesem Vorbild seinen Ton kneten soll, sondern der Meister zeigt ihm die Handgriffe, durch welche er die Figur herstellt, welche man als Affen oder Bären bezeichnet. In der Fraserschen Familie war außer diesen allgemeinen Tierfiguren auch eine Heiligenfigur überkommen, die heilige Petronella.

Ein Bild der Heiligen aus Ton und bunt glasiert stand in einer Nische über der Haustür, es war gewiß vor mehr als hundert Jahren von einem Ahn Fraser geformt; und nach demselben Muster, nach dem dieses Bild hergestellt war, hatten die Hafnermeister Fraser immer weiter heilige Petronellen gebildet, die dann auf dem Jahrmarkt verkauft und so im ganzen Kreis verbreitet wurden, so daß im Lauf der Zeit viele hunderte von Petronellen, eine immer wie die andere, in den Gehöften des Kreises eingemauert standen und die Heilige im ganzen Kreise die größte Verehrung genoß.

Die heilige Petronella war aber die Tochter des heiligen Zwölfboten Petrus gewesen und war schön und hatte Gott lieb und diente ihm, lag aber lange siech. Einmal kam Petrus mit andern Jüngern zu ihr. Da sprach einer mit Namen Tyrus: „Meister, du machst viel Sieche gesund, warum hilfst du nicht auch deinem Kind?" Petrus antwortete ihm: „Ihr ist besser, wenn sie siech ist, denn desto leichter wird sie eingehen zum ewigen Leben." Da wollten die Jünger essen, und Petrus sprach zu seiner Tochter: „Petronella, stehe schnell auf und diene uns." Petronella aber erhob sich und war gesund geworden und diente ihrem Vater und den andern zu Tisch. Nachdem sie den Dienst vollbracht hatte, sagte Petrus: „Nun gehe wieder in dein Bett." Petronella war ihrem Vater gehorsam, legte sich und war wieder siech wie vorher. Da sah der heilige Petrus, daß sie geduldig war und daß es ihr nicht schadete, wenn er sie gesund machte, und deshalb machte er sie für immer gesund. Da sie nun gesund war und war sehr schön, kam ein vornehmer Jüngling zu ihr, ein Graf, der ein Heide war, und begehrte sie zur Ehe. Sie sprach zu ihm: „Wollt Ihr mich zur Ehefrau nehmen, so heißet ehrbare Frauen und Jungfrauen über drei Tage zu mir kommen, daß ich mit Ehren ein-

gehe in Euer Haus." Da ward der Graf froh, denn er dachte, sie wollte ihn zum Manne nehmen, und wollte nur vorher ihre Sachen bereiten, rüstete alles zur Hochzeit und lud viele Jungfrauen und Frauen. Petronella aber betete zu Gott mit Ernst, daß er seinen Willen tue mit ihr und nahm das heilige Abendmahl. Darauf legte sie sich auf ihr Bett und starb am dritten Tage.

Das war die Geschichte der Heiligen, welche Petronella oft schon gehört und gelesen hatte. Die Heilige war aber auf ihren Bildern dargestellt, wie sie im Bett aufrecht saß und die Hände faltete.

Nun hatte der Meister zum Jahrmarkt wieder eine Reihe von zehn Petronellen hergestellt, und als der Tag kam, da fuhr der Josef mit dem großen Handwagen auf den Jahrmarkt, auf dem die Töpfe und Schüsseln und auch die Figuren nebst den Heiligenbildern in Streu verpackt lagen, und die Mutter ging nebenher und hatte Petronellen an der Hand; nun packten sie alles aus und stellten es auf, und die Leute kamen und handelten. So verkaufte die Mutter alles, nur eine Petronella wollte ihr niemand abnehmen, trotzdem sie einen ganz mäßigen Preis verlangte, denn von ihrem Heiligenschein war auf der Fahrt die Hälfte abgebrochen. Als es auf den Nachmittag ging, kam der Josef wieder, das Stroh wurde wieder auf den Wagen gepackt, die unverkäufliche Heilige daraufgelegt, und man kehrte ins Haus zurück. Dort berechneten die Eltern den Erlös, denn von dem Jahrmarktsgeld wurden immer die Holzeinkäufe gemacht; Petronella aber stand neben den Eltern und wartete, bis sie mit der Berechnung zu Ende waren, dann zog sie den Vater am Rock, der Vater beugte sich zu ihr nieder, sie faßte seinen Kopf mit beiden Händchen und flüsterte ihm ins Ohr, er möge ihr die schadhafte Petronella schenken.

Das tat nun der Vater. Sie setzte die Heilige in der Wohnstubenecke, die ihr gehörte, auf ihr Kindertischchen und schmückte sie. Unter ihren Puppensachen hatte sie einen schönen roten Flicken, der von der Sonntagsweste des Josef abgefallen war, den sie immer aufgehoben hatte. Aus dem schneiderte sie ein Jäckchen für ihre Heilige und zog es ihr über ihre Jacke aus Ton, die sie bereits anhatte, und damit man den schadhaften Heiligenschein nicht sah, pflückte sie Marienblümchen, wand sie zu einem Kranz und setzte den der Heiligen auf. Und wenn es einmal Gebetszeit war, und es war niemand im Zimmer, dann kniete sie immer vor ihrer Heiligen und betete zu ihr.

So wuchs nun das Kind heran zu einem ernst heitern Jungfräulein, das mit fröhlichen Augen zutraulich in die Welt sah und kein Arg aus dem Leben hatte. Und weil sie gesund war und gerade gewachsen, und ein gutes Gemüt hatte und fleißig und häuslich war und einmal von ihren Eltern erbte, so kamen auch bald die Heiratsvorschläge. Die Eltern aber sagten immer, sie sei noch zu jung, und sie selber dachte an ihre Heilige, und so wurden denn mehrere Freier abgewiesen oder vertröstet. So war sie wie ein Borsdorfer Äpfelchen auf dem Baum, das fest an seinem Zweig sitzt. Der Gärtner geht an dem Baum vorbei und lächelt, denn er weiß, die Zeit ist nicht mehr fern; da löst es sich von selber, wenn man es in die Hand nimmt.

Unter den Freiern kam zuletzt auch ein Mann, der dem Vater gewichtiger schien wie die andern. Er war ein wohlgestellter Seilermeister, der mit seiner Mutter zusammen lebte und drei Gesellen hatte. Sein Haus war schön und geräumig und neu gebaut, und es gehörten auch Felder und Wiesen dazu, und wenn Petronellens dereinstiges Vermögen sich mit dem seinigen vereinte, so konnte es ein recht ansehnliches Gehabe abgeben. Nur war der Mann nicht mehr so ganz jung, denn er war

schon fünfunddreißig, und die Haare wurden ihm schon etwas dünn, was ja eigentlich nichts zu bedeuten hat, denn manche Leute haben schon graues Haar, ehe sie zwanzig sind, aber ein junges Mädchen denkt doch in solchen Dingen noch nicht vernünftig.

Zunächst besprachen die Eltern untereinander die Angelegenheit. Die Mutter sah ja wohl die Vernunftgründe des Vaters ein, sie meinte auch, daß ein Mädchen sich schließlich eingewöhnt, denn der Seilermeister war ein guter Mann, und man hatte von der Familie nie etwas Unrechtes gehört, aber doch konnte sie eine Sorge nicht unterdrücken, sie bat den Mann, daß er das Kind nicht zwingen sollte, denn es war ja doch das einzige. Nun redete der Vater mit Petronellen. Er sagte ihr, daß sie nun älter werde und nicht mehr so kindisch bleiben könne, sondern Pflichten übernehmen müsse, und er selber könne einmal plötzlich sterben, und so redete er mehreres, indessen Petronella erschrocken zuhörte. Bald begann sie zu weinen, und als der Vater seine Rede beendet hatte, da sagte sie, es sei ja ihre Schuldigkeit, daß sie ihm gehorche, aber der Seilermeister sei ihr doch ein fremder Mann, und zuletzt schlang sie ihre Arme um den Vater und küßte ihn, und dann lief sie weinend fort. Da wußte der Meister nicht, an was er sich halten sollte, er dachte aber, daß es das beste sei, wenn man abwarte.

Seit Petronella erwachsen war, hatte sie ihr eigenes Schlafkämmerchen unter dem Dach bekommen, und in dem hatte sie, auf ihrem Wäschekasten, ihre Heilige aufgestellt. Als sie vom Vater fortgelaufen war, eilte sie die Stiegen hinauf in ihr Kämmerchen, riegelte die Tür hinter sich zu und kniete vor ihrer Heiligen, um Hilfe und Rat von ihr zu bitten.

Da geschah nun etwas, das sie nachher als ein Wunder erzählte. Sie erzählte es nur ihren Eltern, dann ihrem späteren

Mann, und sonst erfuhr es kein Mensch. Der Vater schüttelte wohl den Kopf zu der Geschichte, auch ihrem späteren Mann kam sie wunderlich vor, aber beide Männer sahen doch, wie verständig sie sonst war, und so verschwiegen sie ihre Zweifel und dachten bei sich, daß es manches Unerklärliche gibt. Die Mutter aber glaubte die ganze Erzählung.

Nämlich Petronella wußte ganz genau, daß sie bei vollen Sinnen war und nicht etwa schlief. Da sah sie, wie ihre Heilige sich vom Bett erhob und ihre Schuhchen anzog, die unter ihrem Bett standen. Das rote Jäckchen hatte Petronella ihr schon längst ausgezogen, weil das doch kindisch war, nur ein Kränzchen hatte sie ihr aufgesetzt, im Winter aus Strohblumen, im Sommer aber jeden Tag aus frischen Blumen. Da ging sie denn nun, so klein sie war, wie ein lebendiges Püppchen mit ihrem Marienblümchenkränzchen auf dem Kopf, an den Rand des Kastens und sprach zu Petronellen: „Petronella, ich bin eine Heilige, mich hat Gott zu sich genommen, ehe ich heiratete, aber du mußt einen Mann nehmen, dazu hat dich Gott geschaffen. Nur ist der Seilermeister nicht für dich bestimmt, du sollst warten, bis der Rechte kommt. Daß du aber weißt, welches der Rechte ist, so will ich ihn dir zeigen.“ Und damit hatte sie auch schon ein anderes Püppchen an der Hand, nicht größer wie sie selber, auf das wies sie, das war ein junger Mann mit einem Strohhut. Ob sich Petronella den genauer angesehen hatte, das sagte sie nachher den Eltern nicht, sie wurde immer rot und war verlegen, wenn man sie danach fragte. Es war nur sicher, daß sie laut aufgeschrien hatte, so daß die Mutter, welche nebenan auf dem Speicher etwas suchte, zur Tür kam und rüttelte, da schritt sie zur Tür und schob den Riegel zurück, und die Mutter trat in das Kämmerchen; die Heilige aber lag ruhig in ihrem Bettchen und war wieder aus

Ton, wie sie vorher gewesen war, und das andre Püppchen mit dem Strohhut war verschwunden.

Also diese Geschichte erzählte Petronella nun den Eltern und sagte, sie wolle ihrer Heiligen gehorchen und wolle heiraten, aber sie müsse auf den Rechten warten, und der Seilermeister war nicht der Rechte. Die Mutter sprach für sie, und der Vater sah ja wohl ein, daß er nichts gegen die Frauen machen konnte, er hatte auch doch wohl einige Scheu vor der Heiligen; so sagte er denn dem Freier ab mit großem Bedauern, indem er hinzufügte, wenn es auf ihn ankäme, dann sollte er die Tochter haben, aber wenn man ein Kind zwinge, so könne es ja wohl gut ausgehen, es könne aber auch schlecht ausgehen, und er habe doch nur dieses einzige Kind. Der Freier erwiderte ihm, das sei recht, wie er denke, und er selber würde ebenso handeln, und deshalb, so weh es ihm tue, daß er abgewiesen werde, könne er dem Nachbar doch nicht gram sein, und er wolle Petronellen alles Gute wünschen.

Nun verging die Zeit. Der Hafnermeister und der Josef formten ihre Töpfe, Kacheln, Tiere und Heiligen, der Oheim zog mit den Ochsen aufs Feld, die Magd besorgte den Stall und half dem Oheim Mist breiten, die Mutter kochte und hielt das Haus in Ordnung, und Petronella war überall mit tätig, wo eins einspringen mußte, in Stall und Küche, auf dem Felde und am Nähtisch. Denn allmählich wurde jedes älter, hier kam einmal eine Krankheit, da wollte die Arbeit nicht mehr recht fertig werden, und Petronellens Hilfe war überall nötig. Auch der Vater fühlte, daß er und der Josef älter wurden, und daß es Arbeit genug gab für einen tüchtigen Schwiegersohn; denn das wäre ihm ja wohl nun das liebste gewesen, wenn einer in seine Wirtschaft hineingeheiratet hätte. Der Rheumatismus setzte beiden zu, und sie sagten sich, daß

das beständige Arbeiten in dem feuchten Ton nicht gut war für ihre alten Knochen.

Da kam einmal ein Handlungsreisender von einem Geschäft, welches Farben für die Hafnerei vertrieb. Der Reisende war ein hübscher junger Mann mit einem Schnurrbärtchen und einem feinen Strohhut. Er packte in der Werkstatt seinen Musterkoffer aus und breitete seine Proben dem Meister vor. Der schüttelte den Kopf, er machte sich nichts aus der Fabrikglasur; er rieb sich alles selber und ließ die Oxydierung durch die Hitze kommen; da hatte er dann nicht den glatten Auftrag, den die Fabrikware hat, der nichts sagt, sondern er hatte die Unregelmäßigkeiten, in denen das Licht sich fängt und welche die Fläche belebt machen, und dann kamen alle die Zufälligkeiten, welche durch das verschiedenartige Oxydieren und Fließen des Auftrags entstanden. Der junge Mann sah ihm treuherzig ins Gesicht und erwiderte ihm, eigentlich habe er ganz recht, er selber denke auch so, er sei selber gelernter Hafner und hätte lieber seine eigne Werkstatt und seine Arbeit, als daß er auf der Bahn herumliege, aber an Selbständigmachen sei heute nicht mehr zu denken, das Fabrikwesen verschlinge alles. So sprachen die beiden Männer, und der Josef hörte zu von seiner Töpferscheibe her und nickte beistimmend oder warf auch einmal ein verständiges Wort dazwischen.

Indessen aber stand Petronella an der Tür und lauschte, und da die obere Füllung der Werkstattür einen Spalt hatte, so konnte sie den jungen Mann mit dem Strohhut ganz deutlich sehen. Solange die Männer miteinander sprachen, lauschte sie. Als aber der junge Mann seine Proben seufzend zusammenräumte und wieder in seinen Koffer packte, da faßte sie sich ein Herz, machte sich ein Gewerbchen und kam wie zufällig in die Werkstatt, um sich einen Tiegel zu erbitten, weil der alte Tiegel

in Stücke gegangen war. Sie trat hochrot und mit klopfendem Herzen ein, mit niedergeschlagenen Augen, und tat, als sei der Fremde gar nicht anwesend. Der aber begrüßte sie höflich, daß sie nicht umhin konnte, einen Augenblick die Augen zu ihm zu erheben und ihn wieder zu begrüßen, dabei aber vertiefte sich das Rot noch, und aus Verlegenheit und Ärger, weil sie das merkte, brachte sie ihr Anliegen nur stotternd vor.

Nun ist es wohl von der Natur so eingerichtet, wenn zwei junge Leute sich irgendwie treffen, und der eine Teil wird innerlich bewegt durch die Begegnung, daß der andre Teil gleich merkt, was die Glocke geschlagen hat. Geschäftsreisende pflegen ja nicht leicht verlegen zu werden, das gehört zu ihrem Beruf. Aber man hat wohl schon gemerkt, daß der junge Mann mit dem Strohhut gar nicht so ein richtiger Geschäftsreisender war. Er wurde auch verlegen und wurde rot bis an die Haarwurzeln.

Der Meister Fraser war ein tüchtiger Handwerker, der an seine Arbeit dachte, die Rechnungen und die Buchführung seiner Frau überließ, und sich um Dinge nicht viel sorgte, die über seine Arbeit hinausgingen. Aber so harmlos er war, fiel ihm doch die Verlegenheit der beiden jungen Leute auf, und dazu warf ihm der Josef auch noch einen verständnisvollen Blick zu. Der junge Mann hatte ihm gefallen, er hatte etwas Bescheidenes und Festes und konnte wohl einen guten Hafnermeister abgeben. So fragte er denn unvermittelt Petronellen, was die Mutter zu Mittag vorbereitet habe. Es gab Kartoffelpuffer. „Das ist etwas Gutes," sagte der Meister, und dann lud er den Fremden ein, weil er ihm so gefallen habe, so solle er zu Mittag sein Gast sein.

Wir wollen nicht weitläufig erzählen, was der Leser schon ahnt: es dauerte nicht lange, da kam der junge Mann in

schwarzem Rock, Handschuhen und Zylinder zu dem Meister und bat um Petronellens Hand.

Die jungen Leute heirateten und lebten im Haus der Eltern. Ihre zwei Kinder waren schon halb erwachsen, Vater und Oheim waren schon gestorben, da erzählte Petronella an einem Abend errötend ihrem Mann, daß sie ihn gleich erkannt habe, damals, als er zuerst in das Haus gekommen sei als Handlungsreisender. Sie hatte am Fenster gesessen mit einer Flickarbeit, denn es mußte ein neuer Boden in des Vaters Arbeitshose gesetzt werden. Sie hatte ihn gleich erkannt und hatte gesehen, daß er der Rechte war, denn als die heilige Petronella ihr den Rechten an der Hand vorgeführt hatte, da hatte sie ja wohl nur einen Blick auf ihn geworfen, aber sie hatte sich das Gesicht und die ganze Figur doch genau gemerkt, und das hatte alles gestimmt.

Der Kutscher

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts lebte ein Arzt auf einem Dorfe, das eine weite Umgebung für seine Tätigkeit hatte, er war deshalb genötigt, sich Geschirr zu halten.

Sein alter Kutscher war gestorben und er nahm einen neuen Kutscher an. Das war ein Mensch von etwa fünfunddreißig Jahren, der zu seiner Zeit bei der Reiterei gedient hatte und von daher noch ein frisches und keckes Wesen besaß. Er zog an mit einem großen Koffer voller Anzüge und guter Schuhe, auch einiger Wäsche, und zeigte sich mit einer silbernen Uhrkette, an welcher ein dicker Klumpen von allerlei Anhängseln baumelte, Hirschgrandeln, ein silberner Bleistift, ein Kompaß und zwei Schweinshauer. Seine Pferde besorgte er gut, den Wagen hielt er blitzblank, er fuhr ausgezeichnet, und die Livree, welche ihm sein Herr auf seine Bitten angeschafft hatte, hielt er tadellos. Man kann sich vorstellen, daß er dem weiblichen Geschlecht nicht abgeneigt war; aber er versäumte über seinen Liebschaften nie seine Arbeit. „Erst die Pflicht, dann das Vergnügen," pflegte er zu sagen.

Die Pferde paßten nicht zusammen. Das eine war ein Schimmel und das andere ein Brauner, beides Wallache, und der Schimmel war eine halbe Hand höher wie der andere. Nachdem Jakob, so hieß der Kutscher, etwa einen Monat in seinem Dienst war, begann er zu bohren, daß der Herr doch ein gleichmäßiges Gespann haben müsse, und so lange redete er, bis der Arzt schließlich nachgab und ihm erlaubte, wenn er den Schimmel gut vertauschen könne, so solle er einen passenden Braunen zu dem andern stellen. Jakob hatte schon einen geeigneten Gaul gefunden bei einem Gastwirt in einem benachbarten Dorfe; er bat den Herrn, ob er ihm das Pferd zeigen dürfe, es war ein kleiner Umweg, das Pferd wurde vorgeführt, und der Arzt war mit dem Tausch einverstanden. Er wußte, daß

sein Pferd wertvoller war wie das andre, aber der Gastwirt wollte von einer Aufzahlung nichts wissen, und da der Arzt sich ja klar darüber war, daß er immer teurer kaufen mußte wie die Leute, so ließ er denn die Sache auf sich beruhen, machte den Handel ab und ließ weiterfahren.

Am Nachmittag fuhr der Kutscher allein in das Nachbardorf, um den eingetauschten Gaul zu holen. Der Gastwirt drückte ihm fünf Gulden in die Hand; Jakob sah sich das Geld in der Hand an, dann sprach er: „Zehn". Der Gastwirt sträubte sich, der Kutscher machte die Vorzüge des Pferdes mit geläufiger Zunge geltend, der Wirt widersprach, endlich einigte man sich daraufhin, daß der Wirt noch drei Gulden zulegte.

Das neue Gespann machte sich in der Tat viel besser wie das alte. Die Pferde waren gleich hoch und ganz gleich an Farbe, der Schweif war ihnen gleichmäßig gestutzt; als der Sattler das Geschirr nachgesehen hatte, da hatte es Jakob erreicht, daß einige neusilberne Verzierungen an Stirnband und Halfter angebracht waren; und da der Arzt auf sein Drängen auch mehr Hafer eingekauft hatte, so tänzelten die beiden Gäule gar zierlich und hoffärtig, und dem Arzt machte es selber Spaß, wenn er die hübschen Tiere sah und das Rühmen Jakobs anhörte.

Es mochte etwa ein Vierteljahr seit Jakobs Dienstantritt verstrichen sein, da begann ein neues Bohren. Jakob hatte im Städtchen einen Landauer entdeckt, der für den Arzt wie geschaffen war. Der Landauer stand auf Verkauf, und es war gar kein Geld, das für ihn verlangt wurde. Die alte Kutsche war ohnehin klapprig, sie kostete jährlich mehr an Ausbesserung, als sie wert war. Die Felgen am rechten Hinterrad waren schlecht, und man weiß ja, ein neues Rad läuft ins Geld. Der Herr mußte sich beim Ein- und Aussteigen immer in acht nehmen, daß er nicht die Wagenschmiere an seinen Anzug bekam,

und er hatte ohnehin genug im Kopf; die neue Kutsche aber hatte Patentachsen. Nun, kurz und gut, es war auch ein Liebhaber für die alte Kutsche vorhanden, der Arzt sah sich den Landauer an, der ja freilich sehr schön war und auch mehr Platz enthielt, wenn einmal seine Frau mitfuhr; die alte Kutsche wurde verkauft und mit einer ziemlichen Zulage wurde der Landauer erworben.

Es versteht sich, daß Jakob vom Käufer der Kutsche wie vom Verkäufer des Landauers sein Geld bekam.

Nun gingen die Dinge eine Weile ruhig. Der Landauer blitzte und strahlte, er hatte Spiegelscheiben und neusilberne Beschläge, es fuhr sich prächtig in ihm, Jakob fand, daß er ging wie eine Wiege, und dem Arzt war ja wohl die Ausgabe in der Erinnerung noch nicht ganz schmerzlos geworden, aber immerhin hatte er doch nun Wagen und Pferde, die sich wirklich sehen lassen konnten.

Bei einem Krankenbesuch machte einmal eine Bäuerin dunkle Andeutungen. Sie fand, daß der Arzt höhere Rechnungen schrieb wie früher; das war ja nur eine bäuerliche Einbildung, aber sie fand das nun einmal. Natürlich sagte sie ihm nicht unmittelbar, was sie dachte. Sie sprach gewunden von dem neuen Kutscher und lobte ihn sehr, sie fand, daß er für eine Herrschaft ein ausgezeichneter Mensch war, aber freilich, er war nicht billig, nein, billig war er nicht. Der Arzt merkte wohl, daß ihm die Frau irgend etwas verheimlichte; er nannte den Lohn, welchen Jakob bekam; es war der gewöhnliche Lohn. Die Bäuerin schüttelte den Kopf. Der Lohn machte es nicht, der Kutscher kam teuer, das sagte sich jeder nun, der Herr Doktor mußte es ja wohl haben, sonst wäre es nicht gegangen.

Dem Arzt wurde klar, daß er nicht mehr aus der Frau herausbringen konnte und setzte sich verstimmt wieder in seinen Wagen;

irgendein unbestimmter Verdacht auf Jakob war ihm in die Seele gekommen.

An diesem Abend, als er in den Stall ging, um nach den Pferden zu sehen, wie er gern tat zu seinem Vergnügen, trat Jakob zu ihm und sagte ihm, der Herr habe wohl schon gemerkt, daß das Sattelpferd etwas krumm gehe; nur ein wenig, aber es sei doch schade, nun sei alles so schön, und man freue sich, wenn man den Herrn Doktor fahren sehe, und das ganze Dorf sei stolz auf ihn, und er habe ein Pferd gesehen, das genau die Farbe und Höhe habe und ein Prachtpferd sei, auch etwas jünger, und der Besitzer wolle es gern vertauschen, wenn er eine kleine Aufzahlung bekäme, denn dem sei das Krummgehen einerlei. Dem Arzt kam sein Verdacht in den Sinn, er sagte kurz angebunden „Nein" und ging ins Haus.

Am späteren Abend saß er auf seinem Zimmer und machte die Eintragungen in sein Tagebuch, die Frau saß neben dem Schreibtisch und flickte an einer Kinderhose. Da klopfte es, und Jakob trat ein. Er drehte die Mütze in der Hand und war feierlich. Mit Stocken brachte er den Anfang seiner Rede vor, dann kam er in Gang: er hatte bemerkt, daß der Herr heute ganz anders gewesen war wie sonst, und er war sich keiner Schuld bewußt und seine Pferde waren gut im Stande, und ihm konnte keiner etwas nachsagen, aber wenn der Herr etwas gegen ihn hatte, so sollte er sich nur nicht scheuen und sollte es ihm sagen, denn dafür war er der Kutscher, daß er Rechenschaft ablegen mußte.

Der Arzt war verlegen. Er war sich bewußt, daß er Mißtrauen gegen den Mann gehegt hatte, wie er dachte, lediglich auf das Geschwätz der Bäuerin; er war sich nicht klar darüber, daß er im Allerinnersten ein Gefühl gehabt haben mußte, welches den Worten der Bäuerin entgegenkam. Wir wissen ja im

Grunde immer ganz genau Bescheid über die andern Menschen; aber wir sind genötigt, was wir fühlen, in Begriffe und Worte zu fassen, und dabei geht dann viel von den wahren Ansichten verloren. Der Arzt sagte sich, daß er keinerlei Grund zu Mißtrauen hatte, und wenn der Mann ihm etwas angemerkt hatte, so mußte es doch sich irgendwie geäußert haben. Darüber bekam er nun ein schlechtes Gewissen, und Jakob stand auch so ehrlich vor ihm mit den blanken Augen und dem aufgewichsten Schnurrbart. So reichte er Jakob die Hand, beruhigte ihn und sagte, er sei zufrieden mit allem, Jakob solle sich keine dummen Gedanken machen. Aber indem er so sprach, fühlte er einen innerlichen Groll auf den Kutscher, und wenn das Gefühl hätte klar werden können, so wäre es Erbitterung darüber gewesen, daß ihn der Mensch zu einer Lüge zwang. Aber unser guter Landarzt beobachtete sich freilich nicht genauer.

Jakob sprach nicht wieder von dem Krummgehen des Pferdes und dem Tausch, und ohne daß es dem Arzt klar wurde, verstärkte sich nun sein Mißtrauen. Er sah sich den Hafervorrat an und fragte, wieviel Hafer die Pferde bekommen. Jakob wußte nicht das Maß zu sagen und machte seltsam verwirrte Angaben. Einige Tage später war er auf dem Hof, da kam ein Junge, ein Kätnerssohn, und brachte einen leeren Sack; er sah den Arzt und dachte wohl, er könne seine Bestellung dem ausrichten; er reichte ihm den Sack und sagte, er solle vom Vater bestellen, der Hafer sei diesmal aber schlecht gemessen gewesen. Wir wollen nicht Nebensächliches ausführlich erzählen; der Arzt ging der Spur nach und fand, daß Jakob an den Kätner, der Gänse fett machte, heimlich Hafer verkaufte.

Er ließ ihn nun auf sein Zimmer rufen und nahm ihn vor, indem er ihm seine Entdeckung mitteilte und ihm ins Gewissen redete über den Vertrauensmißbrauch. Jakob erwiderte, seine

Pferde seien gut im Stande gewesen, sie haben den Hafer nicht gebraucht, und dann fügte er hinzu: „Wie sah es aus, als ich kam, und wie sieht es jetzt aus! Das ist also der Dank dafür, daß ich alles so gut in Ordnung gebracht habe; jetzt soll ich auch noch zum Spitzbuben gemacht werden." Der Herr bezwang seinen Zorn und sagte ihm: „Du verläßt sofort das Haus. Ich will dich nicht anzeigen, ich hätte dir nicht so trauen sollen, die Schuld liegt auch mit bei mir. Du wirst schon noch den Strick finden, an den du gehörst." Der Kutscher verließ trotzig das Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

Der Arzt nahm sich einen andern Kutscher, die Zeit verging und Jakob mit seinen Taten geriet in die halbe Vergessenheit, die ja bei solchen Geschehnissen äußerlicher Art immer kommt.

Wir erinnern uns, daß wir uns um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts befinden. Der Arzt war ein Kind seiner Zeit, er glaubte an den ewigen Fortschritt der Menschheit; an die Macht der Wissenschaft, und daran, daß der Mensch sich jetzt selber auf den Thron gesetzt hatte, auf dem früher seine Götter saßen; die Menschheit war mündig geworden. Er stammte aus dem nahegelegenen Städtchen, hatte dort auch die Schule besucht, war dann auf die Landesuniversität gezogen und hatte nach bestandenen Prüfungen sich in seinem Dorf niedergelassen. Kurz, es gab für ihn keine Fragen, für welche die Wissenschaft keine Lösung hatte.

An einem Frühlingsnachmittag ging er durch das Wäldchen, das die Feldflur seines Dorfes vom Nachbardorfe trennte. Er hatte nicht viel zu tun und wollte das schöne Wetter genießen und den Anblick der erwachenden Natur, des Knospens und Werdens.

Plötzlich auf dem schmalen Weg stand Jakob vor ihm. Er hatte einen Strick in der Hand, in den er eine Schlinge knüpfte.

Er sah ihn mit traurigen Augen an und sagte: „Leben Sie wohl, Herr.“ Damit war er verschwunden.

Der Arzt sah sich bestürzt um, ging rechts und links in den Wald, der Wald war licht, und es war ja nicht möglich, daß sich jemand hinter den dünnen Stämmen versteckte. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er befühlte seinen Puls. Es war ihm klar, er mußte irgendwie krank sein, vielleicht war er zu vollblütig und der Frühling machte sich bemerkbar; es mußte ein schnell vorübergehender Anfall von Verrücktheit mit einem Wahnbild vorliegen.

Aber nach einigen Tagen brachte der Kutscher die Nachricht nach Hause, daß Jakob sich erhängt hatte. Es waren auch bei dem neuen Herrn, einem Bierbrauer, Spitzbübereien vorgekommen, der Mann hatte ihn angezeigt, und da hatte er sich der Bestrafung entzogen. Der Selbstmord war genau zu der Zeit geschehen, um welche der Arzt die Erscheinung gehabt hatte.

Der Zufall

Ich war bei einem Freunde zu Besuch, welcher in der Nähe einer großen Stadt auf einem altererbten Gute als unverheirateter Mann von etwa fünfzig Jahren ein vornehmes und aller Bildung offenes Leben führte. In dem nicht üblen ersten Theater der Stadt hatte man die Braut von Messina gegeben. Wir hatten uns die Aufführung angesehen und waren nach Schluß des Stückes nach Hause gefahren. Die Fahrt hatte etwa eine Stunde gedauert; im Wagen hatten wir schon die Eindrücke und Gedanken besprochen, welche das bedeutende Werk in uns erweckt hatte; als wir ausstiegen, waren wir noch so tief in unserm Gespräch, daß wir uns nicht zum Schlafengehen trennen mochten, auch war wohl die Erschütterung so stark, daß doch eine Ruhe nicht möglich gewesen wäre; und so setzten wir uns denn in den großen, behaglich durchwärmten Bibliotheksraum, wo an allen Wänden bis zur Decke Bücher standen, von den Ahnen her gesammelt, und fuhren in unserm Gespräch fort.

Ich sagte: „Das Werk enthält Teile, die zu dem Größten gehören, das Schiller gedichtet hat. Die erste Rede der Donna Isabella und die Chorlieder sind neben einzelnen Szenen aus dem Don Carlos und einigen aus dem Wallenstein das Höchste von dramatischer Dichtung, das wir Deutschen haben, das sich ebenbürtig neben Werke des Altertums stellen kann. Aber das Ganze ist so verfehlt, daß es lächerlich wirkt. Ich habe meine Empfindungen genau beobachtet. In dem Augenblick, wo das Spiel des Zufalls einsetzt, das wir als Schicksal nehmen sollen, war die Lächerlichkeit da."

Mein Freund erwiderte: „Ich gebe Ihnen recht. Die Frage ist nur: wie erklärt es sich, daß dieser große Dichter — nicht: etwa durch einen Zufall in einem Nebenwerk etwas Lächerliches schuf; sondern in natürlicher Entwicklung dahin kommen mußte,

daß da, wo die Lösung der ihm gestellten Aufgabe gelegen hätte, etwas Lächerliches entstand? Ich stimme Ihrer Ansicht zu, daß das Schicksal Schillers das Schicksal des deutschen Idealismus und damit das Schicksal des deutschen Volkes war, damit aber auch das Schicksal der heutigen Menschheit. Wir erleben heute den fürchterlichen Zusammenbruch der Europäischen Welt. Vielleicht sind wir Deutschen in ihm immerhin noch die Scharfsichtigsten. Wir stehen ratlos, ohne Erklärung, vor der unbegreiflichen Dummheit der feindlichen Staatsmänner, die ja die Dummheit unsrer eigenen Verantwortlichen noch um vieles übertrifft. Wäre sie möglich, wenn die Deutschen zu Schillers Zeit eine Lebensform für den europäischen Geist gefunden hätten?"

Ich erwiderte: „Wir kommen auf den Mittelpunkt aller unsrer Gespräche. Den Deutschen in ihrer klassischen Zeit war die Aufgabe gestellt, eine neue Religion für die Menschheit zu finden. Sie haben die Aufgabe damals nicht gelöst. Aber haben sie nicht, nachdem ihr Idealismus zusammengebrochen war, immer weiter an ihrer Aufgabe gearbeitet, wenn auch nur im Kleinen, natürlich, weil die großen Männer gestorben waren? Goethes Naturanschauung blieb unterirdisch immer lebendig; während die atomistische Lehre des Darwinismus ihren Siegeszug durch die Welt hielt, hat Ernst von Baer seine Arbeiten geschrieben, auf ihm fußt heute Jacob von Uexküll. Während die liberale und kommunistische Volkswirtschaft aller Gedanken gefangennahm, begründete Friedrich List seine Lehre, welche auf der Einheit des Volkslebens ruht. Während Ludwig Feuerbach und seine Nachfolger das Hegelsche Denken in Materialismus umkehrten, entwickelte Theodor Fechner aus Physik und Biologie die Möglichkeit eines neuen Glaubens. Und nur ein halbes Menschenalter vor uns liegt Friedrich Nietzsche, dessen Tätigkeit doch nur ein Zertrümmern der letzten Hindernisse war,

die dem Siegeszug eines neuen Gottes im Wege stehen. Vielleicht können die Deutschen nun, nach vier oder fünf Geschlechtern die Aufgabe lösen, an der sie damals scheiterten?"

Mein Freund sprach: „Sie gehen zu weit, wir verlieren uns im Allgemeinen. Aber ich habe von Ihnen gelernt, wie man sich beschränken muß. Es handelt sich um Zufall und Schicksal. Wir beide sind fromm; wir glauben nicht an den Zufall. Die Aufgabe aber ist, ein Dichtwerk zu schaffen, in welchem das, was den oberflächlichen Menschen von heute als Zufall erscheint, schicksalsmäßig wirkt. Schiller ist an der Aufgabe gescheitert. Können wir sie heute lösen?"

Ich erwiderte: „Nein. Noch nicht. Aber wir werden sie lösen können. Und um das zu verstehen, müssen wir uns genau anschauen, um was es sich eigentlich handelt.

Vor einigen Jahren lebte ich mit meiner Frau einige Zeit in England auf dem Lande. Wir hatten uns bei einer Frau eingemietet, welche zugleich unsere Wirtschaft besorgte. Die Frau hatte diese bekannte Frömmigkeit des englischen Kleinbürgertums. An einem Tage hatte sie vergessen, uns von dem täglich vorbeifahrenden Brotwagen das Brot zn besorgen. Während sie meiner Frau noch eben die Verlegenheit gestand, ratterte es an der Tür vorüber — ein andrer Brotwagen, der sonst nie in unsre Gegend kam und durch irgendeinen Zufall heute einen andern Weg gemacht hatte. Die Frau stürzte hinaus, kaufte das Brot und brachte es stolz herein, indem sie, auf den Laib zeigend, sagte: „Darin sehe ich den Finger Gottes." Sie hielt uns natürlich für Ungläubige und wollte uns von der Wahrheit ihres Glaubens überzeugen.

Weshalb war uns diese Frau komisch? Es heißt, daß kein Sperling vom Dache fällt ohne Gottes Willen. Man kann Religion überhaupt so bestimmen, daß sie die Überzeugung von

der Zufallslosigkeit der Welt ist. Die Frau hatte recht: auch der Brotwagen wird von Gottes Hand geführt. Die Lächerlichkeit liegt nicht in dem Gedanken, sondern in seiner Anwendung durch die Zimmervermieterin. Die Frau hatte eine verzeihliche Nachlässigkeit begangen, welche der braven Person aber sehr peinlich war; wir hatten eine kleine Unbequemlichkeit: um diese Verhältnisse in Ordnung zu bringen, wird die Hand Gottes in Bewegung gesetzt.

Die Sache ist doch so. Das Volk kann sich naturgemäß Gott immer nur vermenschlicht denken; die Beziehung Gottes zu dem kleinen Mann muß dem als Liebe erscheinen — als Liebe noch dazu, wie er sie versteht. Das hat für uns etwas Unverhältnismäßiges, besonders in einem solchen Fall wie bei dem Brot.

Denken wir an die Geschichte von Mohammeds Flucht. Er versteckt sich in einer Höhle, die Verfolger sind hinter ihm; Gott schickt eine Spinne, welche geschwind ein Netz vor die Öffnung spinnt; die Verfolger untersuchen die Höhle nicht, weil sie annehmen, daß Mohammed das Netz zerrissen hätte, wenn er in sie hineingekrochen wäre. Hier haben wir nicht das Gefühl des Lächerlichen. Wir können es durchaus mitfühlen, daß Gott, um seinen Propheten zu retten, die Spinne schickt.

Die Engländerin ist nach unserm Gefühl pietistisch-muckerisch, und es empört sich alles in uns gegen die Selbstüberschätzung der Person; dadurch kommt der eigentümliche Widerwille zustande, den wir außer der Lächerlichkeit bei diesem Muckertum fühlen. Wir wissen ja auch ganz genau, daß diese Selbstüberschätzung tief verbunden mit innerlicher Verlogenheit ist. Jede Religion aber, sowie sie zum kleinen Mann herabkommt, muß diese Selbstüberschätzung erzeugen. Bescheidenheit — das Wissen darum, wohin man gehört — ist eine vornehme Tugend;

man darf sie freilich nicht mit jener Tugend verwechseln, welche für die Lumpen ist. Jede Religion — Religion in unserm heutigen Sinn, also höchste Religion — muß dem Niedrigsten sagen, daß er vor Gott so wichtig ist wie der Höchste. Er ist das ja auch. Nur gibt ihm dieser Umstand nicht das Recht, sich so zu fühlen, und da liegt der Fehler. Auch der Sperling fällt nicht ohne Gott vom Dache; das soll uns lehren, unser aller Abstand von Gott ist unendlich groß, der Unterschied von Sperling und Mensch kann also gleich Null gesetzt werden. Worauf der dumme Mann aus dem Volke seine Selbstüberschätzung baut, darauf baut der Kluge, Bescheidene die Demut vor Gott.

Der Fehler liegt in der Vermenschlichung der Gottesanschauung, durch welche die Beziehung Gottes für uns als Liebe erscheint. Natürlich haben wir kein Wort für die Beziehung. Die Mathematiker können in solchen Fällen Buchstaben einsetzen; wir sollten die Sitte übernehmen, dann würde mancher Unsinn vermieden und es gäbe vieles Unheil nicht.

Schiller stand im Torweg der Religion. Er hat geschaut. Aber er hat nur geschaut und nicht erlebt. Er hat geschaut, daß in dem gefühlsmäßigen Verständnis dessen, das wir Zufall nennen, eine Erkenntnis Gottes liegen muß. Aber er hat das Gefühl selber nicht gehabt. Deshalb hat er, als er nun dichtete, nichts geschaffen, als etwas, das so ähnlich war wie die kindliche Vorstellung der englischen Zimmervermieterin.

Was ist nun das Kindliche dieser Vorstellung?

Das Kind fühlt sich selbst immer als den Mittelpunkt alles Geschehens. Der Schnitt zwischen dem Kind und dem Erwachsenen wird gemacht durch die Erkenntnis, daß man selber wiederum jedesmal nur als einer der vielen Punkte um je einen andern Mittelpunkt gelagert ist, daß in Wirklichkeit nur gleich-

wertige Punkte vorhanden sind, von denen unser Ich einer ist. Das ist eine Erkenntnis des täglichen Lebens, zu welcher man geführt wird, sobald man sich mit zunehmendem Alter weiter aus der Obhut der Eltern entfernt und damit merkt, daß die andern Menschen ebenso selbstsüchtig sind wie man selber. Damit man in der Religion zu dieser Erkenntnis kommt, daß man nicht der Mittelpunkt alles Geschehens ist, wie dem Kind im Elternhaus scheint, dazu gehört schon sehr viel. Vielleicht kann man die heutige Lage der Religion bei den fortgeschrittenen Völkern Europas so erklären, daß hier diese erste kindliche Vorstellung verlorengegangen ist von der jeden Schritt leitenden Vaterhand und noch nicht die ungeheuer schwer zu erreichende Einsicht in den allgemeinen göttlichen Zusammenhang erworben werden konnte. Wie im täglichen Leben der Gemeine aus dem verlorenen Kinderglauben nicht zu einem männlichen Glauben kommt: daß er sich nicht nur für sich selber, sondern auch für seine Umgebung, seine Stadt, sein Volk, die Menschheit, ja, die Welt verantwortlich fühlt; sondern wie er immer nur denkt, jeder müsse eben selber sehen, wo er bleibe; so wird es auch in der Religion sein. Jene muckerische Zimmervermieterin steht in Wahrheit noch unter dem ungläubigen Proletarier, der nur an Essen und Vergnügen denkt; wir sehen ja auch, wie diese muckerische Religion sich in proletarischen Lebensverhältnissen nicht halten kann.

Schiller hat nun wirklich Religion geschaut. Aber er, wie seine ganze Zeit hat sie nicht erlebt. Wie das möglich ist, das wird wohl immer zu den unlösbaren Fragen des Lebens gehören. Die Zeit war — ich gebrauche einen schiefen Ausdruck, der aber durch Schopenhauer volkstümlich geworden ist, und der nennt, was ich meine — optimistisch gestimmt. Sie hat Männer von sehr großem Geist hervorgebracht, aber diese

Männer waren fest davon überzeugt, daß sie in der Vernunft einen Maßstab für alles hatten, und daß sie immer von ihrem Ich aus messen konnten; nur Goethe mit seiner Naturanschauung und dem, was er seinen Spinozismus nannte, machte eine merkwürdige Ausnahme, Lessing kam in die Nähe einer höheren Anschauung, Fichte starb hinweg, als er sie zu gewinnen dachte, Hölderlin ist wohl durch sie vernichtet, denn sie war für die Menschen von damals furchtbar schwer zu tragen. Religiöse Naturen, die uns nahestehen, sind etwa Luther, Augustin und Paulus. Solche Naturen waren diesen Männern ganz unverständlich. Kant sagte etwa, es sei eine Forderung unserer Vernunft, daß das Gute einen Lohn finde: er dachte, wie der Knabe denkt, der an seinen Vater glaubt. Ihm und seiner ganzen Zeit kam nie der Gedanke, daß er damit bewies, daß die Idee Gott nicht in ihm war; denn erst da, wo unsere Tugend eine Nichtigkeit hat, beginnt Gott."

Mein Freund erwiderte: „Es ist nicht leicht für mich, Ihren Worten zu folgen, denn die Worte sind ja wohl einfach zu verstehen, aber man muß zu ihnen auch das haben, was Sie Erleben nennen. Wenn wir sagen, daß es keinen Zufall gibt, dann müssen wir ein ungeheures Gesamtgefühl von Gott und Welt haben. Ihre Zimmervermieterin hat aber nur ihr Zimmervermieterinnengefühl; und Schiller — nun, er war Kantianer, er sah nur einzelne Menschen, ihre Taten, ihre Beweggründe, die Folgen ihrer Taten; er war im Grunde doch nicht verschieden von der tragédie classique. Er gehört durchaus in die geistige Bewegung, die mit Cartesius etwa beginnt und mit dem Zusammenbruch des deutschen Idealismus endet. Ich kann mich nur volkstümlich ausdrücken: er fühlt das Schicksal im Zufall, aber er erlebt es nur vernünftig. Das Wesentliche der Sache ist aber, daß es sich um Übervernünf-

tiges handelt. Schließlich will er doch die Geschehnisse verstehen; sie sind aber nicht zu verstehen."

Ich führte seinen Gedanken weiter. „Stets schien es mir von der tiefsten künstlerischen Weisheit zu sein, daß Sophokles im König Oedipus das, was uns menschlich immer als Zufall erscheinen wird und nur dem Gottvollen Schicksal ist, in die Vorgeschichte verlegt hat. Sähen wir es auf den Brettern, wie das Orakel gegeben wird, der Vater ihm zu entgehen sucht, der Sohn das Orakel erhält und ihm entfliehen will, und wie aus der Flucht beider vor dem Ungeheuren gerade das Ungeheure geschieht — wir würden die lächerliche Sinnlosigkeit nicht ertragen. Sophokles hat das gefühlt, denn er hatte lebendige Religion. Stilgefühl ist Ergebnis der Persönlichkeit, und so hat er, wahrscheinlich doch ohne besondere Überlegung, rein handwerksmäßig, sein Werk so gebaut, wie es richtig war, und hat für alle Zeiten eine tiefreligiöse Dichtung geschaffen. Schiller hatte das Stilgefühl nicht, denn seiner Persönlichkeit fehlte die Religion."

Als wir an dieser Stelle des Gesprächs angekommen waren, da erzählte mein Freund die Geschichte, die nun folgt.

„In meinen jungen Jahren lebte ich eine Weile in Berlin. Sie wissen, ich war damals Offizier und war zur Kriegsakademie kommandiert. Ein Kamerad von mir, mit welchem ich gelegentlich zusammenkam, hatte Unterkunft in einem Familienheim gefunden, das von einer Offizierswitwe geleitet wurde. An einem Spätnachmittag war ich bei meinem Freund zu Besuch; wir hatten über allerlei gesprochen und es ward Abendbrotzeit. Mein Freund lud mich ein, mit ihm an der gemeinsamen Tafel zu speisen und gab dem Zimmermädchen Anweisung. Wir gingen in das Eßzimmer, ich wurde der Dame des Hauses und den übrigen Gästen vorgestellt, es waren die üblichen Per-

sonen, welche man in solchen Häusern trifft. An diesem Abend war etwas Besonderes in Vorbereitung. Ein Engländer, welcher zu den Gästen gehörte, ein Mann von etwa vierzig Jahren, hatte von einem Gericht erzählt, das in England sehr beliebt ist, der Plumpudding, und hatte behauptet, daß nur Engländer das Gericht zu bereiten verstehen. Man hatte gestritten und gesprochen, und schließlich hatte er erklärt, daß er einen Plumpudding herstellen wolle. Als ich in der Gesellschaft war, sollte der Streit gerade zur Entscheidung gebracht werden. Wir aßen zunächst ein einfaches Gericht der gewöhnlichen Art, dann erhob sich der Engländer, er war ein Geschäftsmann, der in Berlin irgendwelche Angelegenheiten zu besorgen hatte, und ging hinaus; die Lichter wurden bis auf eines ausgedreht, und er kam wieder herein in das fast verdunkelte Zimmer, in den Händen vor sich die Schüssel, auf welcher mit geisterhaft blauer Flamme der Rum brannte. Er gab selber die Schüssel herum, jeder nahm sich, und nun hatte jeder Gast vor seinem Platz ein hüpfendes, blaues Flämmchen.

Es war das erstemal, daß ich die Speise aß, ich sah zum erstenmal das eigentümliche Bild, und es machte mir einen gewissen Eindruck, als das tieffaltige, rasierte Gesicht des Fremden über der blauen Flamme erschien, als dann nachher der Flammenkranz um den Tisch herumging. Das Ganze aber war natürlich nichts, als irgend so ein gleichgültiges Erlebnis mit gleichgültigen Menschen, wie man ja viele hat; auch meinem Kameraden stand ich in keiner Weise näher. Ich möchte das besonders betonen, daß es sich um etwas ganz Belangloses handelte. Man vergißt dergleichen Erlebnisse; daß ich dieses behielt, geschah wohl durch das eigentliche Bild des brennenden Rums in dem fast verdunkelten Zimmer.

Es mochte etwa zwanzig Jahre später sein. Ich war auf

einer Reise und wohnte in einer mittleren Stadt in einem Wirtshaus. Ich ging zum gemeinschaftlichen Abendessen hinunter und setzte mich auf meinen Platz; mit meinen beiden Nachbarn hatte ich zu Mittag einige Worte gewechselt, sonst hatte ich mit niemandem von der Gesellschaft gesprochen und kannte auch niemanden. Man aß die gewöhnlichen Speisen. Als Nachspeise wurde ein brennender Plumpudding herumgereicht. Es wurde mir plötzlich klar, daß ich seit jenem Abend bei meinem Freund nie wieder Plumpudding gegessen hatte; plötzlich tauchte das Bild des verdunkelten Zimmers vor mir auf und des Engländers, welcher die Schüssel mit den blauen Flammen hereinbrachte. Heute war die Tafel hell erleuchtet und die Flämmchen auf den Tellern verschwanden in dem strahlenden Licht. Ich sah einen Herrn, der mir schräg gegenüber saß, genauer an: plötzlich wurde mir klar, daß der jener Engländer sein mußte, gealtert wohl in den zwanzig Jahren, aber doch unverkennbar durch die tieffaltigen Gesichtszüge und einen auffällig hochstehenden Haarschopf.

Wir haben ja die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Man könnte sich die Wahrscheinlichkeit zahlenmäßig festgestellt denken, daß mir die Speise sich wieder mit dem Anblick des Fremden verband. Bedenkt man, daß der Mann Kaufmann war, also meine Kreise nicht leicht schneiden konnte, und daß er Engländer war, und nur gelegentlich einmal nach Deutschland kam, indessen ich selber nie nach England gekommen bin, so müßte der Wahrscheinlichkeitsbruch ganz außerordentlich klein sein. Eine ganz außerordentlich kleine Wahrscheinlichkeit ist ja auch vorhanden, wenn man die vierundzwanzig Buchstaben des griechischen Alphabets wahllos auf den Boden wirft, daß dann die Ilias entsteht. Ich halte diese geringen Wahrscheinlichkeiten für trügerisch. Sie sind in Wahrheit Unmöglichkeiten.

Nur, wir haben den Begriff des Nichts auf anderm Weg gewonnen, als aus dem Begriff des unendlich Kleinen; wir haben die Vorstellung, daß man an der großen Tafel, welche die Welt ist, durch das Etwas einen Strich machen könne, und dann habe man das Nichts. Dieses Nichts, wie wir es so gefunden haben, ist aber ein gänzlich widerspruchsvoller Begriff, ist das Ergebnis kindlichen Denkens. In Wahrheit haben wir nur das unendlich Kleine; und wenn der Mathematiker sagt, daß er da gleich Null setzen könne, so sagt er in Wirklichkeit: es gibt nicht Null, sondern es gibt nur das unendlich Kleine.

Mit andern Worten: der Wahrscheinlichkeitsbruch war so klein, daß irgendeine geheimnisvolle Ursachenverknüpfung zwischen mir, dem Engländer und dem Pudding angenommen werden mußte. Die ganze Verbindung ist für unser Bewußtsein lächerlich; aber fast alle solche Verbindungen, die aus dem Jenseitigen herkommen, sind lächerlich; ich erinnere Sie nur an die fast immer läppischen Spukgeschichten und an die albernen Mitteilungen, welche Spiritisten von ihren geglaubten Geistern erhalten. Ich weiß ja auch, daß die Verbindung von Ursache und Wirkung nur eine Form meines Denkens ist, die auf das Jenseitige keine Anwendung finden kann, weil das Jenseitige eben insofern jenseitig ist, als es jenseits meines Denkens und seiner Formen liegt. Dennoch überkam mich ein eigentümliches Grauen, als ich den Engländer sah. Ich sprach ihn an und erkundigte mich; er erwiderte in nichtssagenden Worten mit der gewöhnlichen englischen Aussprache, daß er allerdings zu der von mir angegebenen Zeit in Berlin in einem Familienheim gelebt habe und sich unbestimmt erinnere, einmal einen Plumpudding für die Gesellschaft hergestellt zu haben. Der Mann war ziemlich stumpf, und das Zusammentreffen

machte keinen besonderen Eindruck auf ihn; er bemerkte kaltblütig, man erlebe allerdings sonderbare Dinge.

Das Erlebnis war inhaltlich zu gleichgültig, als daß es eine eigentliche Wirkung hätte auf mich ausüben können. Wahrscheinlich werden viele Menschen solche Erlebnisse haben, über die sie denn nur so eine Bemerkung machen, wie mein Engländer, ohne sich weiter etwas zu denken. Als Schicksal, wie sie es nennen, erscheint ihnen ein sogenannter Zufall nur dann, wenn er mit wichtigen Dingen ihres Lebens verbunden ist; es stellt sich dann jene Kindlichkeit heraus, welche Ihre Zimmervermieterin hatte, und es kann sich auf dem Zusammentreffen jene unangenehme Literaturerscheinung der Schicksalstragödie aufbauen. Ich hätte mir sagen müssen, daß das Erlebnis jedenfalls merkwürdig war und zu tieferem Nachdenken veranlassen mußte, auch wenn es sich nur um Plumpudding und einen dummen Engländer handelte; aber auch ich erlag dem allgemein menschlichen Schicksal, nur das einen selbst wichtig Berührende auch wichtig zu nehmen, und so schob ich denn das Erlebnis von mir ab.

Seitdem mögen nun wieder etwa zwanzig Jahre vergangen sein. Da geschah es mir vor kurzem, daß ich in der Stadt bei Freunden war, welche ein Geschoß in einem großen Mietshause bewohnen. Wir setzten uns zu Tisch und aßen, und als Nachspeise wurde ein brennender Plumpudding gebracht; wieder hatte ich in der ganzen Zeit die Speise nicht gegessen. Dieses Mal war es heller Mittag, das bedienende Mädchen in weißer Schürze und Haube brachte die brennende Schüssel in derselben Haltung herein wie damals der Engländer. Die Haltung ergibt sich ja von selber. Das Mädchen reichte die Schüssel, sie fing bei mir an; ich konnte mich nicht enthalten, zu der neben mir sitzenden Hausfrau zu sagen: „Nun fehlt nur noch der

Engländer"; in dem Augenblick öffnet sich die Tür, und es tritt ein, gebückt, zitternd, mit fast blöden Augen, als Greis in hohen Jahren, mein Engländer. Mir standen die Haare zu Berge, ich schrie laut auf und schnellte von meinem Sitz in die Höhe. Die Gesellschaft kam in Unordnung, man umringte mich, man befragte den Fremden. Der Mann war unbekannt in der Stadt, er war gestern angekommen und hatte einen Geschäftsfreund besuchen wollen, der in dem Hause wohnte und hatte sich im Stockwerk geirrt. Die Gangtür war offen gewesen, und so war er arglos eingetreten, in der Annahme, in eine Schreibstube zu kommen.

Sie wissen, daß die kleinbürgerlich frommen Leute von der Art Ihrer Zimmervermieterin immer einen bestimmten Augenblick angeben, wo ihnen, wie sie sagen, der Durchbruch gekommen ist. Ich halte ja die Beobachtung und die ihr zugrunde liegende Seelenkunde für falsch, kann mir aber denken, wie die Leute den Gedanken fassen können. Nun, ich habe seit diesem letzten Erlebnis mein ganzes Denken und Fühlen auf jenseitige Dinge gerichtet, und Ihre Vermieterin würde behaupten, daß ich durch das Wunder erweckt bin.

Das ist auch, vielleicht etwas weniger dumm ausgedrückt, die Ansicht Höherstehender über solche Dinge. Aber diese Ansicht ist doch wieder ganz kindlich.

Lassen Sie mich einen Vergleich machen. Ich sah gestern in meinem Garten, wie eine Hummel den Honig aus einem Löwenmaul saugte. Dem Darwinisten erscheint der Vorgang ganz einfach: hier ist das Löwenmaul, die Blüte des Löwenmauls ist geschlossen, es kann kein Stempel durch das Staubgefäß einer andern Blüte befruchtet werden; nun kommt die Hummel, erzwingt den Eingang, saugt den Honig und fliegt zur nächsten Blüte; an ihren haarigen Beinen ist Blütenstaub

hängengeblieben, und so befruchtet sie die nächste Blüte. Die Löwenmaulpflanzen, welche für die Hummel nicht geschickt waren, konnten sich nicht vermehren, und so blieb durch die geschlechtliche Zuchtwahl unser heutiges Löwenmaul übrig. Die Sache scheint ganz klar. Nun kommt aber ein Gegner Darwins und sagt, daß damit noch nicht die Härchen der Hummel erklärt sind, welche für die Hummel gar keinen Zweck haben. Der Darwinist ist eine kurze Zeit verlegen, dann erklärt er: die Härchen sind ein Schmuck, durch welchen sich Männchen und Weibchen anziehend erscheinen und die Hummel, welche die schönsten Härchen hat, erhält die günstigste Gelegenheit, sich fortzupflanzen. Der Gegner Darwins schüttelt den Kopf und findet, daß man auf diese Weise gar nichts erklärt, denn der Darwinist muß mit unendlich kleinen Wahrscheinlichkeitsbrüchen und unendlich langen Zeiten wirtschaften, er gleicht dem Mann, der die Ilias durch Zufall aus dem Buchstaben entstehen läßt. „Nein" sagt er, „es ist einfach ein planmäßiges Ineinanderarbeiten von Blume und Tier vorhanden."

Der zweite Mann hat recht mit dem, was er meint. Aber wenn er von planmäßigem Ineinanderarbeiten spricht, so bringt er in den Vorgang eine menschliche Deutung, welche auf die Abgeschmacktheit hinauskommt, daß Gott mir den Mann mit dem Plumpudding geschickt habe, damit ich mich zu ihm bekehre."

Mein Freund schwieg. Ich fühlte wohl, daß er auf das tiefste erschüttert war; wir wußten beide, daß er mit niemandem sonst über diese Dinge sprechen konnte, wie mit mir. Auch ich schwieg eine lange Weile. Dann sagte ich: „Wir sind Menschen. Die göttlichen Dinge ragen in unser Leben, wir fühlen sie; aber müssen wir nicht suchen, sie uns auch gedanklich klarzumachen?"

Mein Freund sagte: „Zufall und Schicksal; Freiheit und Führung; das sind ja keine Begriffe, durch welche wir erkennen, sondern sind Richtersprüche, welche wir über uns fällen. Aber ich glaube, man kann dahin kommen, daß man einsieht, auch dieses Richten ist nur eine Notwendigkeit innerhalb des Lebens, wo es die Vermieterin, den Plumpudding und den Engländer gibt. Vielleicht ist es bei mir so, daß ich dahin gekommen bin. Dann wäre mein Geisteszustand der, den ältere Weise den Zustand des Glaubens genannt haben; dieser Zustand ist ungemein selten."

Nachwort zu der Novelle „Die Erscheinung"

Ich habe den Stoff zu der Novelle im „Centralblatt für Occultismus" gefunden und mich genau an die erzählten Tatsachen gehalten. Eine Quelle gab das Centralblatt nicht an, aber der kurze Bericht machte den Eindruck der Wahrheit — Wahrheit in dem Sinn genommen, in dem wir sie hier nehmen müssen.

Die Novelle erschien in einer Zeitschrift. Ich bekam auf sie einen Brief von einer Dame, welche sich als Schriftstellerin vorstellte, Frau E. Escherich, in welchem ausgeführt war, daß meine Novelle im wesentlichen mit einem Erlebnis übereinstimmte, das sie vor kurzem niedergeschrieben hatte, und das in ihrer Familie seit hundertfünfzig Jahren erzählt wurde, „wie sie damals mein Urgroßvater, der Graf Zarivarij selbst mit erlebt hat, der durchaus kein abergläubischer, sondern eher ein skeptisch denkender Mann gewesen ist, der sie sich auch niemals erklären konnte. Die Geschichte, wie ich sie erzähle, soll damals im Graf Preysingschen Hausarchiv aufgezeichnet worden sein. Ob das noch existiert, weiß ich nicht. Das Preysingsche Waldschlössel ist das nicht weit von Erding, mitten im Walde gelegene „Hubertus". Merkwürdig ist auch, daß wir beide, Sie und ich, nachdem ich den Stoff seit ungefähr vierzig Jahren mit mir herumgeschleppt, zu ungefähr gleicher Zeit auf den Gedanken gekommen sind, ihn zu verarbeiten und zu veröffentlichen."

Ich gebe im folgenden die Aufzeichnung der Dame aus der Dezembernummer 1920 der Braunschweiger Monatshefte („Aus dem Tagebuch des Grafen Zarivarij aus Ungarn"). Die Aufzeichnung ist zwar von 1800 datiert, muß aber, da seit hundertfünfzig Jahren von diesem Vorfall gesprochen wurde, dreißig Jahre später gelegt sein, als das Ereignis. Dieses könnte dann wohl gleichzeitig mit der Geschichte in Frankreich sein.

Über die Zusammenhänge enthalte ich mich jeden Urteils. Nur möchte ich darauf hinweisen, daß solche eigentümlichen Gleichzeitigkeiten öfter vorkommen. Ich weise auf die Untersuchung Friedrich Halms über eine Novelle von Brevio hin, die sich gleichzeitig in der Zimmerischen Chronik findet (Anhang zu Halms Erzählungen Bd. II) und auf eine Novelle von Angeloni, von mir in meinen altitalienischen Novellen übersetzt, die erst im neunzehnten Jahrhundert als Hochzeitsdruck veröffentlicht wurde und gleichzeitig bei unserm Andreas Gryphius vorkommt.

Der Bericht der Frau Escherich — ich danke ihr verbindlichst für die Erlaubnis, ihn abzudrucken — lautet folgendermaßen:

Soviel Verwunderliches mir auch im Leben schon vorgekommen, hab' ich doch noch nichts ähnliches erlebt, als meines Freundes Graf Preysings Tod.

Seit ich mich in Bayern niedergelassen hab', denn ich bin aus Ungarn an den Ufern der Donau gebürtig, bin ich mit den Preysings eng befreundet. Sie schicken mir die schwersten Hirschen und Sauen aus ihren Waldungen — ich hinwieder sende ihnen vom Übermaß meiner Hasen und Feldhühner und insonderheit Fische, deren mir immer eine Menge in den Kaltern schwimmt, sintemalen mir das Fischrecht in den Altwassern der Donau von Donaustauf bis gegen Passau hinunter zusteht. Einmal sogar hab' ich schon einen Karpfen lebendig im Fischfaß nach München ins Preysingpalais verehrt, welch seltenes Exemplar mehr als fünfzig Pfund gewogen.

Auch pflegen wir einand gegenseitig immer zu den großen Jagden einzuladen und hat noch niemals einer von uns sothane Invitation refüsieret. Auf Hubertus zumal, wenn die Jagd aufgehet, ist großer Halloh-Treffpunkt zu den Preysingschen Jagden in Landshut; von da reiten wir zusammen nach dem kleinen Jagdschlössel mitten im Wald, und von dort aus zur Jagd selber.

Der Weg nach Landshut bis zum Forst aber ist ziemlich weit, so machen wir immer Nachtrast im ersten Posthaus auf Preysingschem Grund; am nächsten Morgen geht's dann mit ausgeruhten Pferden und frischen Kräften weiter; das halten wir nun so in die dreißig Jahre.

Die Historie, davon ich aber vermelden will, geht mit ihrem Beginn in den Anfang jener Zeit zurück. Es mag etwa das fünfte oder sechste Mal gewesen sein, daß ich diese besagte Jagdpartie mitmachte. War ein heißer Tag gewesen, da wir von Landshut abritten, und der junge Graf Max Preysing, der sich immer besonders an mich attachieret, ließ seinen Gaul neben dem meinen traben.

„Ich freu' mich schon auf die Brathähndel und Apfelküchelн der Frau Posthalterin," sagte er lachend, als das einzeln aufragende Dach des Posthauses vor uns aufstieg. „Darin kann ihr nicht leicht jemand nach!"

Und er hatte recht. Eine so gute Köchin und freundliche Wirtin, wie diese, mochte man weit suchen. Schon ihr erster Anblick reichte hin, einen ganz für sie einzunehmen. Wenn sie so mit ihrem freundlichen Gesicht, dem geblümten Kleid, dem drüber gebundenen, auf der Brust kreuzweis laufenden Spitzentuch und der allzeit blütenweißen Flattouse aus der Türe trat, um uns den Willkommsknix zu applizieren, mußt' man unwillkürlich selber ein vergnüglich Gesicht machen, man mocht' wollen, oder nicht.

Auch ihr Ehewirt, der Posthalter, war ein ganz leidlicher Mann, und schienen die beiden Leuteln in ganz gutem Einvernehmen zu stehen.

Als wir aber nun diesmal ankamen, wollte sich weder Mann noch Frau, noch Magd, noch Knecht zu unserm Empfange sehen lassen. Erst da wir endlich in's Haus traten, kam die Kellnerin ganz verstört zum Vorschein und brachte uns auf unsere Frage die schlimme Kunde, die Frau Posthalterin sei seit mehreren Tagen bereits geheimnisvoll verschwunden — wisse niemand wohin. Später kam auch der Posthalter sehr betrübt und niedergeschlagen, und jammerte über den unerklärlichen Verlust seiner Frau. Natürlich machte sich deren Abwesenheit in Küche und Keller sehr unliebsam bemerklich und verfügten wir uns alle nach einem miserablen Abendessen sehr zeitig in unsere Schlafzimmer.

Am andern Morgen in aller Herrgottsfrühe ging's weiter, dem Walde zu.

Aber wie erschrak ich, als ich meines Freundes Prepsing ansichtig ward. Der sonst allzeit der lustigste und rotbäckigste von allen Kavalieren war, erschien heute blaß und einsilbig. „Was fehlt dir, Brüderl?" frug ich ihn voller Teilnahme.

Er aber wehrte verschlossen ab: „Nichts!"

Den ganzen Tag über blieb er still und in sich gekehrt. Erst bei der Abendtafel begann er allmählich heiterer zu werden.

Desto schlimmer war's wieder mit ihm am nächsten Morgen. Schier wie ein Geist schaute er aus. Auf meine und anderer wiederholte Fragen nach der Ursache seiner Verstimmung, gab er immer nur ausweichende Antworten und hielt solcher Zustand während dreier Tage an. Da endlich nahm ich ihn mir ernstlich vor.

Schier mit Gewalt rückt ich ihm auf den Leib: „Jetzt ist meine Geduld am End'. Bist du krank, Brüderl, so laß den Medikus holen; ist's aber was anderes, so schluck's nicht so in dich hinein!" und ich quält' und martert' ihn so lange, bis er sich endlich nimmer zu salvieren wußt'.

„Und wenn ich's sag' — so lachst du mich doch nur aus!"

„Ich werd's nicht tun, ich schwör Dir's! jetzt aber 'raus damit!"

Da begann er zu erzählen: „In der Nacht, die wir das letztemal im Posthause schliefen, erschien mir, ich weiß nicht, ob im Wachen oder Träumen, die verschwundene Frau Posthalterin, genau in dem Anzug, in dem wir sie sonst immer zu sehen gewöhnt waren, trat auf mein Bett zu, machte ihren Knix, wie sie ihn immer bei unserer Ankunft zu machen pflegte und sagte weinend: ‚Ich hab' eine große Bitt', Graf Gnaden! Mein Mann hat mich

in den Ziehbrunnen hinter unserm Haus geworfen, daß ich d'rin hab' elendiglich umkommen müssen. Ich aber hab' keine Ruh', so lang ich dadrinnen liegen muß, und darum bitt' ich Graf Gnaden flehentlicht mich herausziehen zu lassen, und mir zu einem ehrlichen Begräbnis zu verhelfen!' Jetzt weißt Du, was mich an jenem Morgen so verstimmt hatte. Im Lauf des Tages schwand allmählich der Eindruck; aber in der nächsten Nacht kam die Erscheinung just ebenso und mit demselben Anliegen wieder. Und seit dem vergeht keine Nacht mehr, in der sie mich nicht auf gleiche Weise heimsucht. Und ich kann Dir nur so viel sagen, daß ich wahnsinnig werd', wenn's nicht bald ein Ende nimmt!"

In selbiger Nacht schlief ich mit ihm in einem Bett, weil ich vermeinte, seine kranke Phantasie also am besten schwichtigen zu können. Aber da ich im schönsten Schlaf lag, packte Prepsing mich plötzlich beim Arm und rüttelte mich wach. Seine Zähne schlugen wie im Frost auseinand', während seine Stirne mit kaltem Schweiß bedeckt war: „Nun ist sie doch wieder da gewesen!"

So konnt' es wirklich nimmer weitergehen. Darum redete ich ihm zu, unter irgend einem Vorwand den bewußten Ziehbrunnen, der ja auf Prepsingschem Grund stand, untersuchen zu lassen, vermeinend, meinen traurigen Herzbruder von der Grundlosigkeit seines Phantasmas also am sichersten zu überzeugen.

Das leuchtete ihm auch ein und schon gegen Mittag des nächsten Tages trafen er und ich und eine Anzahl Taglöhner in dem bewußten Posthaus ein und Prepsing befahl, den hinter dem Hause gelegenen Ziehbrunnen, unter dem Vorgeben, ihn neu ausmauern zu lassen, aufzugraben und genau zu untersuchen.

Etwa eine Stunde später brachten die Arbeiter die Leiche der Frau Posthalterin genau in dem Anzuge, in dem sie Prepsing immer im Schlafe vorgekommen, heraus. Der Posthalter aber warf sich, da er die Schreckensbotschaft vernahm, seinem Patron zu Füßen und bekannte schluchzend den Mord ein.

Aus welchem Grund die Tat geschehen, ist niemals herausgekommen. Der Posthalter wurde in's Stockhaus geliefert und ihm der Prozeß gemacht. In der Nacht nach der Auffindung und Bergung der Leiche aber kam die Frau Posthalterin wieder zu meinem Freund; aber sie lächelte diesmal ganz zufrieden, bedankte sich höflichst für die ihr erwiesene Wohltat und schloß endlich: „Nun aber werd' ich Graf Gnaden nicht mehr mit meiner Erscheinung molestieren, als nur erst im Augenblick höchst deros Abscheiden von dieser Welt!" Machte ihren Knix und verschwand.

Von da an hatte mein Freund Ruhe, und war uns allen der sonderbare Handel allmählich aus dem Sinn gekommen.

Nun ist er mir neuestens höchst schauerlich wieder ins Gedächtnis zurückgerufen worden.

Wir waren wieder zur Hubertusjagd bei Preysing im Waldschlössel. Es war am Abend. Wir hatten den Tag eine gute Jagdbeute gemacht und waren darum alle fröhlich und guter Dinge. Unsere Gewehre hatten wir im Vorzimmer auf einen großen Tisch geworfen, nun harrten wir im daranstoßenden Speisesaal auf das frischzubereitete Wildpret, unsern ehrlich erworbenen Hunger damit zu stillen; als ein Diener dem Grafen Preysing die Meldung brachte, es sei eine Frau außen im Vorzimmer, die ihn zu sprechen wünsche.

Ich stand eben neben dem Grafen, als der Diener an ihn herantrat und wendete mich unwillkürlich zu gleicher Zeit mit meinem Freunde nach der offengebliebenen Türe um. Aber erschrocken prallte ich zurück: da stand ja die Frau Posthalterin von annodazumal, wie sie leibte und lebte, in der Mode jener längst vergangenen Zeit, dem geblümten Rock mit dem über der Brust gekreuzten Tuch und der tadellosen Flattouse, höflich knixend, wie immer.

Auch Preysing mußte sie gesehen und erkannt haben, denn er war wie erschreckend einen Schritt zurück getreten.

Da — ein Knall in allernächster Nähe, Pulverrauch, ohne einen Laut sank Preysing todt in meine Arme. Eines von den, im Vorzimmer, auf dem Tisch liegenden Gewehren hatte sich entladen, und die Kugel war Preysing in die Brust gedrungen.

In dem allgemein drob entstandenen Tumult ist das Verschwinden der Frau nicht beachtet worden. Alle Nachforschungen, die ich später nach ihrem Verbleib anstellte, blieben resultatlos; und so kann ich nichts als die nackten Tatsachen aufzeichnen — wie sie auch im Preysingschen Familienarchiv niedergelegt wurden — ohne eine eigne Opinion in dem Handel gewonnen zu haben.

Noch möcht' ich bemerken, daß mir persönlich niemalen nachweisbare Geister über den Weg gelaufen, noch mich in irgend einer Weise tribulieret haben, (: möcht' es ihnen auch nicht haben raten mögen:) ja, daß ich von Geist allenthalben eher zu wenig, als zu viel verspürt, aber das gehört in ein ander Kapitel und kümmert diese Geschichte nicht.

Paul Ernst / Gesammelte Schriften
in fünfzehn Bänden

Inhalt der Bände:

I. **Dramen.** Band 1: Lumpenbagasch. Im Chambre Séparée. Wenn die Blätter fallen. Der Tod. Demetrios. Eine Nacht in Florenz. Ritter Lanval. Der Hulla.

II. **Dramen.** Band 2 Abt. 1: Das Gold. Canossa. Brunhild. Chriemhild. Abt. 2: Ariadne. Über alle Narrheit Liebe. Ninon de Lenclos. Der heilige Crispin.

III. **Dramen.** Band 3: Manfred und Beatrice. Der Gärtnerhund. Preußengeist. Kassandra. Pantalon und seine Söhne. York.

IV. **Novellen.** Band 1: Die Prinzessin des Ostens und andere Novellen.

V. **Novellen.** Band 2: Der Tod des Cosimo und andere Novellen. Die selige Insel.

VI. **Novellen.** Band 3: Die Hochzeit.

VII. **Novellen.** Band 4: Die Taufe.

VIII. **Novellen.** Band 5: Der Nobelpreis.

IX. **Novellen.** Abt. 1: Wendunmuth. Komödiantengeschichten, Spitzbubengeschichten. Abt. 2: Occultistische Novellen.

X. **Romane.** Der schmale Weg zum Glück.

XI. **Romane.** Saat auf Hoffnung.

XII. **Erdachte Gespräche.**

XIII. **Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus.**

XIV. **Gesammelte Aufsätze.** Der Weg zur Form.

XV. **Gesammelte Aufsätze.**

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt